





ORDEN POUR LE MÉRITE  
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

DREIUNDZWANZIGSTER BAND  
1990 – 1992

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · GERLINGEN



ÖFFENTLICHE SITZUNG  
DES ORDENS  
IN DER AULA  
DER UNIVERSITÄT BONN  
29. MAI 1990



BEGRÜSSUNGSWORTE  
DES ORDENSKANZLERS



Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Ich eröffne hiermit die diesjährige öffentliche Sitzung des Ordens Pour le mérite. Ich darf Sie alle begrüßen und Ihnen für Ihre Teilnahme an dieser Sitzung danken.

Mein erster besonderer Gruß gilt dem Protektor des Ordens, Ihnen, hochverehrter Herr Bundespräsident. Wir danken Ihnen für die interessierte und persönliche Art, in der Sie dieses, von Theodor Heuss geschaffene, Amt ausüben.

Ich begrüße Herrn Innenminister Dr. Schäuble, dessen Ministerium unseren Orden in so vorzüglicher Weise betreut.

Wir freuen uns, daß der Generalinspekteur der Bundeswehr, Herr Admiral Wellershoff, anwesend ist. Wir danken dem Hausherrn, dem Prorektor der Universität Bonn, Herrn Prof. Henrichsmayer. Seit seiner Wiedergründung ist der Orden Ihrer Universität eng verbunden.

Ein besonderer Gruß gilt auch dem Oberbürgermeister der Stadt Bonn, Herrn Daniels. Wir freuen uns immer, in Ihrer Stadt tagen zu können.

Der Orden hat ausländische und inländische Mitglieder. Ich danke seiner Exzellenz, dem Herrn Botschafter der Niederlande, Mijnheer van der Tas und dem Chef des Protokolls des Auswärtigen Amtes, Herrn Botschafter Dr. Holtermann, für ihre Anwesenheit.

Aus dem Bundestag darf ich die Vorsitzenden des Innenausschusses, Herrn Bernrath und Herrn Prof. Dr. Laermann willkommen heißen.

Die Kirchen sind durch die Herren Bischöfe Dr. Kinest und Dr. Kraft vertreten. Wir sind dankbar für diese Verbundenheit. Ich werde nachher kurz von einem großen Theologen sprechen, der Kanzler des Ordens gewesen ist.

Von den Bundesbehörden begrüße ich die Herren Staatssekretäre Kroppenstedt, Dr. Meyer-Landruht, Dr. Klemm und von Loewenich, sowie den Herrn Präsidenten des Bundesarchivs, Prof. Kahlenberg, von der ständigen Konferenz der Kultusminister Herrn Senatsdirigent Hildebrandt.

Es ist für uns eine Freude, daß bei dieser Sitzung wieder eine Reihe der großen Wissenschaftsorganisationen, die Deutsche Forschungsgemeinschaft, der Wissenschaftsrat und der Stifterverband, sowie die an der Wissenschaft interessierte Presse vertreten sind.

Mein Gruß gilt schließlich den anwesenden Vertretern der Studentenverbände.

Meine Damen und Herren,

ich glaube, wir dürfen die öffentliche Sitzung des Ordens auch zum Anlaß nehmen, an Persönlichkeiten zu erinnern, die in der Geschichte des Ordens eine besondere Rolle gespielt haben.

In diesem Jahr jährt sich der Todestag von Adolf v. Harnack; er ist am 16. Juni 1930 gestorben. Er ist fast in der ganzen Zeit der Weimarer Republik, von 1920–1930, Kanzler des Ordens gewesen.

Adolf v. Harnack war nicht nur ein bedeutender Gelehrter – er hat die Entwicklung der christlichen Theologie im Altertum erforscht und hervorragend dargestellt –, sondern auch einer der großen Organisatoren der Wissenschaft in Deutschland.

Adolf v. Harnack ist vor allem einer der Gründer der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften – der heutigen Max-Planck-Gesellschaft – gewesen. Diese Organisation ist in

der Geschichte der deutschen Wissenschaftsorganisationen etwas völlig Neues gewesen. Ich möchte drei Züge dieser Neugründung hervorheben.

Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft war die erste größere Organisation, die allein der Forschung, nicht wie die Universitäten der Lehre und der Forschung, diente. Dies entsprach vor allem den Notwendigkeiten, welche sich aus der Entwicklung der Naturwissenschaft ergaben.

Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft war keine rein staatliche Einrichtung, wie dies der Tradition deutscher Wissenschaftspflege entsprach, sondern wurde aus privatem Kapital, insbesondere aus der Wirtschaft, finanziert.

Schließlich – das oberste Organ dieser Organisation bestand nicht nur aus Gelehrten und Beamten, sondern auch aus Vertretern des öffentlichen Lebens, insbesondere der Wirtschaft.

Das waren bedeutende, in die Zukunft weisende Neuerungen.

Adolf v. Harnack hat aber auch in der Geschichte unseres Ordens eine bedeutende Rolle gespielt. Nach dem Sturz der Monarchie 1918 hatte die Weimarer Verfassung in Art. 109 die Verleihung von Orden durch den Staat verboten. Diese Vorschrift hätte normalerweise wohl auch zur Auflösung des Ordens *Pour le mérite* geführt. Harnack hat aber erreicht, daß er erhalten geblieben ist.

Er hat zu diesem Zweck zunächst eine neue Grundlage des Ordens geschaffen. In der Einleitung der Statuten von 1922 heißt es:

»Der Orden erhält den Charakter einer freien Vereinigung, die sich als eine solche aus sich selbst ergänzende Gemeinschaft von 30 hervorragenden Gelehrten und Künstlern darstellt.

Als Zeichen der Zugehörigkeit zu der Vereinigung tragen die Mitglieder die bisherigen Abzeichen. Das Eigentumsrecht an diesen Abzeichen besitzt der Preußische Staat.«

Einen entsprechenden Beschluß der Berliner Mitglieder des Ordens hatte er schon 1919 herbeigeführt.

Auf der Grundlage dieser veränderten Satzung hat v. Harnack dann jahrelang mit der preußischen Regierung verhandelt. Er wies darauf hin, daß die preußischen Könige zwar formell den Orden verliehen

hätten, daß aber die Vorschläge stets aus dem Kreise der Mitglieder gekommen seien; wenn sie als Vereinigung fortbestehe, so entspräche dies der Tradition, verbände aber auch Sachkunde in Wissenschaft und Kunst mit dem demokratischen Prinzip. Der preußische Staat solle diese besondere Verbindung des Staates mit Wissenschaft und Kunst aufrechterhalten.

Mit dieser Auffassung hat er sich schließlich durchgesetzt. Am 4. 3. 1924 hat die preußische Staatsregierung den Antrag v. Harnacks genehmigt.

Als Bundespräsident Heuss den Orden erneuerte, hat er an die Gedanken v. Harnacks angeknüpft. Die Einleitung unserer heutigen Satzung bezeichnet den Orden ebenfalls als »eine freie, sich selbst ergänzende Gemeinschaft« von Künstlern und Gelehrten.

Meine Damen und Herren!

Die Sitzung wird so ablaufen, daß wir zunächst die Nachrufe auf drei Mitglieder des Ordens, die verstorben sind, hören:

für Herrn Clemen wird diesen Nachruf Frau MARIA WIMMER, für Herrn Hartung Herr GUTBROD sprechen.

Für unser verstorbenes britisches Mitglied, Sir Ronald Syme, hat Herr GOLD MANN den Nachruf verfaßt; da er aber leider heute nicht anwesend sein kann, werde ich den Text vortragen. Danach werden wir den Vortrag von Herrn LIGETI hören.

## GEDENKWORTE



SIR RONALD SYME

11. 3. 1903 – 4. 9. 1989





*Ronald Syme.*



*Gedenkworte für*  
SIR RONALD SYME

*von*  
*Golo Mann*

*Verlesen von Helmut Coing*

---

Über das Riesenwerk Sir Ronald Symes könnten nur seine Fachkollegen, am besten einer seiner zahlreichen Schüler, Auskunft geben. Ihr Redner könnte es nicht, auch wenn ihm so viele Stunden zur Verfügung stünden, wie es Minuten sind. Er kann nur seine Bewunderung des Verstorbenen flüchtig begründen.

Symes Geburtsort ist Eltham im Norden von Neuseeland, das Datum März 1903. Während zweier Jahre studierte er im Victoria University College in Wellington. Seine Staatsangehörigkeit gab er nie auf, trotz der zahlreichen Ehren, Knighthood, Order of Merit, die höchsten akademischen Ehren, die ihm in England zuteil wurden. Ein Werk, das ihm lange vorschwebte, das er aber nie schrieb, sollte »Der Provinzler in Rom« heißen. Da dachte er wohl auch an den Provinzler in England, der er gerne geblieben wäre, aber angesichts seiner Erfolge, seines doch mehr englischen als neuseeländischen Ruhmes kaum bleiben konnte. 1927 wechselte er nach Oxford, Oriel College. Dort gewann er gleich im ersten Jahr von vier klassischen Preisen drei, indem er besonders schwierige englische Texte, Prosa

und Gedichte, ins Lateinische und Griechische übertrug, der erste und gewiß nicht der leichteste Triumph des Provinzlers. Es folgten die Ernennungen eines glücksbegabten Könners Schritt für Schritt: Fellow of Trinity College, Tutor in Ancient History 1929–49; Camden, Professor of Ancient History bis zum Ruhestand. Danach Extraordinary Fellow im Wolfson College, Inhaber der angenehmsten Wohnung ohne jede Verpflichtung, wohl seine glücklichste Zeit. Jedoch gibt es die Ansicht, daß er ein echter Oxforder nie gewesen sei; er brauchte die weite Welt, entsprechende Reisen und Verpflichtungen, etwa als Generalsekretär einer Branche der *Unesco*.

Die Sitzungen unseres Ordens besuchte er regelmäßig, die offiziellen wie jene im Herbst. Die Zusammensetzung der Mitglieder, das Übernationale schien ihm zu gefallen. Gerne sagte er deutsche Gedichte auf, nicht die allerneuesten. Auch war er ein Weinkenner. Von seinen Arbeiten sprach er nie, es wäre denn, man hätte ihm direkt eine Frage gestellt.

Hier ein Wort über seine deutschen Kollegen oder Vorgänger. In dem ersten seiner beiden Hauptwerke, *The Roman Revolution*, werden nämlich neben den englischen ausschließlich deutsche Autoren zitiert, keine französischen, ein einziges Mal ein Italiener. Theodor Mommsens »Römische Geschichte« scheint er nicht sonderlich zu schätzen, vielleicht wegen dessen Verhimmelung Caesars, in Erwartung eines Deutschen. Nur einmal bemüht er Mommsens »Römische Forschungen«, erschienen 1864. Es sind die deutschen Forscher des frühen 20. Jahrhunderts, denen er am meisten verdankt; vor allem Gelzer, »Die Nobilität der Römischen Republik«, 1912, und Münzer, »Römische Adelsparteien und Adelsfamilien«, 1920, und zahlreiche andere deutsche Romhistoriker dieser Epoche. Über Gelzer in einer Fußnote: »Gelzers sehr klare Darlegung des Charakters der römischen Gesellschaft und Politik, nämlich als ein Bündel persönlicher Verpflichtungen, befolge ich genau.« Über Münzer: »Vergleiche Münzers Betrachtungen über das bewußte Verbergen des wahren Charakters der römischen Politik zu ihren eigensten Zwecken, in »Römischen Adelsparteien und Adelsfamilien«, 1920.« Sind dies die beiden für sein eigenes Unternehmen interessantesten Wer-

ke, so verfolgte er auch deutsche Doktor-Dissertationen bis hin zum Jahre 58, also ein Jahr bevor sein Werk erschien, und zitierte sie auf das genaueste, wenn er es brauchen konnte. Bezeichnend für Syme, bezeichnend aber auch für die akademische Wirklichkeit in Deutschland während jener zwölf Jahre. Der Germanist mußte schreiben, was den Machthabern gefiel. Der Student der Antike war durchaus frei, denn wen interessierte das schon. Eben darum gab es damals junge deutsche Germanisten, welche zur Antike hinüber wechselten.

Über Symes erstes Hauptwerk, *The Roman Revolution*, nur ein kurzes Wort, es ist ja auch in deutscher Übersetzung zu finden. Hinreißend geschrieben, im Stil etwa Macaulays, ist es gleichzeitig voller Gedanken und Warnungen vor Mißverständnissen. Nur ein Zitat als Beispiel: »Aber es wird nicht genügen, Augustus von schiefer Verherrlichung zu befreien und die Zeugnisse der besiegten Parteien wiederzubeleben. Das würde nur eine Form der Biographie durch die andere ersetzen. Im schlechten Fall ist Biographie flach und schematisch; im besten wird sie doch leicht verwirrt durch die verborgenen Widersprüche in des Menschen Natur. Auch mag das Insistieren auf Charakter und Taten einer Persönlichkeit der Historie dramatische Einheit geben auf Kosten der Wahrheit ... Die Regierung des Augustus war die Regierung einer Partei, sein Prinzipat ein Syndikat ... Die Generale, Diplomaten und Bankiers der Revolutionszeit trifft man in der Republik des Augustus wieder als dessen Minister und Agenten, die gleichen Männer in unterschiedlicher Kleidung.« Nun, das sind uns heute wohl sehr vertraute Weisheiten, was sie im ersten Drittel des Jahrhunderts so nicht waren. Über das politische Können des achtzehnjährigen Octavian, Julius Caesars Großneffen und Erben, lesen wir: »Soldaten und Geld war das Erste, das Nächste Geschick und Entschlossenheit, sie zu gebrauchen. Sein angeborenes, römisches Mißtrauen gegenüber jeder Theorie, ein heller Sinn für den Unterschied zwischen Worten und Wirklichkeit, eine flüchtige Bekanntschaft mit römischer Politik – soviel besaß er und das war alles, was er brauchte. Heute glaubt man wohl, die Wissenschaft von der Politik bestätigt es, daß die Kunst des

Regierens sich aus Büchern lernen läßt. Die revolutionäre Laufbahn von Caesars Erben läßt keine Spur theoretischer Studien entdecken; täte sie es, so wäre sie anders und sehr, sehr kurz gewesen.« Die eigentliche Erzählung beginnt dann mit der Herrschaft des Pompeius, den der Autor auf den Tod nicht leiden kann. »Die Laufbahn des Pompeius begann mit Betrug und Gewalt. Mit Verrat und Verachtung der Gesetze wurde sie fortgeführt ...« Der Autor berichtet dann, wie Pompeius sich mit einem anderen Armeebesitzer, Crassus, verband, wie sie beide dem zweiten Stand, den Rittern, Vorteile verschafften, für die jene sich mit barer Münze bedankten, wie das sogenannte Volk, vertreten durch einen der Tribunen, ihm ein Kommando über die Piraten des Meeres zuerkennt, was ihn de facto zum Herrn über das ganze Imperium macht. »Vor vier Jahren war er nicht einmal ein Mitglied des Senats gewesen. Der Verfall der Republik, der Drang hin zur Herrschaft eines einzigen Imperators, war offenbar und eindrucksvoll genug.« ... Soviel oder richtiger so wenig über Symes erstes großes Werk. Dazu noch eines. Das Interesse des Autors galt stark überwiegend den Klassen, den Ständen, die Einfluß auf das politische Geschehen besaßen, wozu die Legionen und ihre Kommandanten durchaus gehören konnten; nicht aber die breiten Massen Roms oder anderer großer Städte des Imperiums. Er gab das zu. Darin gehört er zum ersten Drittel, der ersten Hälfte des Jahrhunderts, nicht zur zweiten, in dem das Leben und Sterben während einer bestimmten Epoche, sagen wir in einem einzigen französischen Departement die Haupt- und Staatsaktionen verdrängt hat. Er ist ein Erzähler; die Ergebnisse jener Forschungen stellen sich dar, aber sie erzählen sie nicht. Wie sehr Syme Erzähler war, zeigt sich am deutlichsten in seinem in den fünfziger Jahren entstandenen zweibändigen Werk über Tacitus; es folgte noch ein Band schmaler Artikel und Vorträge über ihn. Wohl könnte man jemanden, der heute über Tacitus sich äußern wollte, fragen: Was wollen Sie denn nach Syme noch Neues sagen? Nicht zum wenigsten eindrucksvoll ist der Anhang. Im Kapitel »Stil und Worte« finden wir lateinische Vokabeln, die bei Tacitus überhaupt nicht vorkommen, solche, die er nur in seinen frühesten, geringfügigen Schriften

gebraucht, solche, die nach seinem ersten großen Werk, den »Historiae«, verschwinden, während andere nur in diesem Werk erscheinen, Worte, die in dem späteren großen Werk, den »Annalen«, wohl auch auftreten, aber in leicht veränderter Form, *claritudo* anstatt *claritas*, *senectus* anstatt *senecta*, und so fort, dann wieder Worte, die nur in Reden vorkommen, und dergleichen mehr. Diese Arbeit muß eine wahrhaft herkulische gewesen sein. Aber Worte gehören zum Stil, und wie der Stil des Tacitus reifer wurde, bis hin zum Spätwerk, den »Annalen«, was er annahm von Livius, von Sallust oder von Historikern, von denen wir nur die Namen kennen, sein spät nachfolgender Historiker will es wissen. Es mag dem jungen Syme mit Tacitus ungefähr so gegangen sein, wie dem jungen Nietzsche mit Sallust, wie er in seiner Spätzeit erzählt: »Mein Sinn für Stil, für das Epigramm als Stil, erwachte fast augenblicklich mit Sallust ... Gedrängt, streng, mit so viel Substanz als möglich auf dem Grunde, eine kalte Bosheit gegen das »schöne Wort«, auch das »schöne Gefühl« – daran erriet ich mich. Man wird, bis in meinen Zarathustra hinein, eine sehr ernste Ambition nach *römischem*, nach dem »Aere perennius« im Stil bei mir wieder erkennen.« So Nietzsche. Ähnlich mag es Syme mit Tacitus ergangen sein, dem er in seiner Reifezeit so viel Arbeit widmete. So mit der Frage, woher sein Idol stammte. Syme ist sicher, daß er mit der ehemals gewaltigen Dynastie der Cornelier, welcher die Scipionen, auch Sulla, angehörten, nichts zu tun hat. Auch nichts mit jenen zehntausend Sklaven, die Sulla in die Freiheit entließ und die sich alle Cornelius nennen durften. Fest steht für Syme, daß der Vater seines Helden dem zweiten, dem Ritterstand angehörte und als Proprætor in der Provinz Belgien, Belgica, waltete, daß der Sohn sich mit den Rheinlanden vertraut zeigte und in einer der dortigen Städte, etwa Augusta Trevirorum oder Colonia Claudia, das Licht der Welt erblickte. Woher der Vater kam, aus Spanien, Gallien, aus Gallia Narbonensis, heute Provence, aus Gallia Cisalpina, heute Norditalien, weiß man nicht und braucht es auch nicht zu wissen. Was mir Syme nicht ganz deutlich zu machen scheint: Warum Tacitus, anderthalb Jahrhunderte nach dem Untergang der römischen Republik, ihr nachtrauert, als ob er Cato der

Jüngere wäre, da er doch weiß, daß die Verfassung der Republik längst ein Betrug geworden war, daß sie in einer Kette blutigster Bürgerkriege endete, ferner, daß Augustus nicht nur den bürgerlichen Frieden wiederherstellte, sondern auch den Italienern den Weg zu den höchsten Ämtern öffnete, wie dann die Nachfolger es für die Gallier und Spanier besorgten. Auch kam er selber mit den flavischen Kaisern recht gut aus, mit den Antoninen vorzüglich; noch immer war das Konsulat das höchste erreichbare Amt, mit dem Eintritt in die Nobilität untrennbar verbunden. Auf der letzten Seite seines Werkes, vor dem Anhang, bietet denn auch Ronald Syme ein persönliches Tacitus-Zitat:

»Die Balbi, die aus Spanien kamen, sind gut genug, und nicht weniger ruhmvolle Männer kamen aus Gallia Narbonensis; ihre Nachfahren sind unter uns und sie lieben ihr römisches Vaterland so sehr wie wir...« Dazu Syme: »Die Ironie ist zurückhaltend und eindrucksvoll. Als Tacitus schrieb, gewannen Männer aus den Kolonien und Provinzen den Platz der Caesaren. Nur einen höheren Ruhm gab es noch: den literarischen. Ihn konnte man auch in der Epoche der Traian und Hadrian guten Mutes erstreben. Männer und Dynastien gehen vorüber; Stil lebt fort.«

Ein Wort über Syme und die große französische Literatur. Er kannte sie genau und liebte sie, am meisten Stendhal, der dann auch in der *Roman Revolution* plötzlich erscheint: die Schreibart des römischen Historikers Pollio sei wie jene Stendhals *durus et siccus*, hart und trocken gewesen. Leider kennt man Pollio nur aus zweiter Hand. Aber auch Marcel Proust, der ja nun keineswegs *siccus* ist, gehörte zu Symes bevorzugten Franzosen. Gelegentlich erzählte er uns von der Idee, in Paris einen Vortrag über Tacitus und Proust zu halten: Die Julio-Claudische Dynastie, endend in Nero, die fürstliche Familie der Guermantes, endend mit dem Baron de Charlus. Ob dies interessante, ein wenig gewagte Projekt ausgeführt wurde, ist Ihrem Redner unbekannt.

Auch kann er über den größeren, bunteren Teil von Sir Ronald Symes Lebenswerk, gesammelt in einer Reihe von »Papers« oder sonst in gelehrten Zeitschriften, nur aus zweiter Hand kurz berichten. Sel-

ber niemals Soldat, war Syme doch an der militärischen Seite von Roms Imperialismus stärkstens interessiert, wie einer, der dies erstaunliche Reich verstehen wollte, es ja sein mußte: die Legionen kamen zuerst, die Verpflanzung römischer Kultur oder ihre Verbindung mit einheimischen Traditionen danach. So handelt denn der erste gedruckte Artikel des fünfundzwanzigjährigen Syme von den römischen Legionen unter Kaiser Domitian, wobei er englische und deutsche Vorgänger immerhin korrigieren konnte. Danach kaum noch zu zählende geographisch-militärische Untersuchungen. Über die endliche Unterwerfung des spanischen Nordwestens, über die Dritte Legio Augusta in Nordafrika, über die untere Donau zur Zeit des Kaisers Trajan, zu finden in »Danubian Papers«; hier unternahm Syme eine Anzahl Fußwanderungen, um römische Garnisonen zu identifizieren. Nicht weniger stark war sein geographisch-friedliches Interesse; hier ging es um den wachsenden Einfluß der Italiener, die schon unter Augustus zu ihrem vollen Recht als Römer kamen, dann um die Städte Spaniens, Galliens, des Rheins und Germania südlich des Limes. In seinem Werk über Tacitus spielt dann Griechenland eine wachsende Rolle; hier nicht so sehr die Städte, wie deren geistreiche Bürger, in Rom ehemals als Graeculi mit Ironie betrachtet, nun aber sich bedeutende Rollen gewinnend, allerdings nicht zur Freude des Tacitus.

Um ein letztes Mal auf Sir Ronalds großes Werk über diesen Historiker zurückzukommen: Der Autor war ein Erzähler von Haus. So finden wir in jenen zwei Bänden meist zwei Erzähler am Werk, den vor 1900 Jahren und den vor einigen dreißig Jahren Schreibenden. Auch liebte der Autor es, seinen Leser zu überraschen. Hierfür nur ein Beispiel. Er gibt eine von Tacitus erfundene Rede des alten Galba wieder, des ersten der drei unglücklichen Soldatenkaiser der Jahre 68–69. Galba, schon alt, nach Tacitus »capax imperii nisi imperasset«, ein guter Regent, wenn er nur nie regiert hätte, Galba also hatte einen Aristokraten aus dem Hause der Pisonen zum Nachfolger ernannt. Er beendet seine Rede mit einem Lob des goldenen Mittelweges: Die Römer können die Extreme weder völliger Freiheit noch völligen Zwanges ertragen. Indem er sich rechtzeitig einen Nachfol-

ger erwählte, hielt er sich an das Vorbild des Augustus, mit dem Unterschied, daß dieser ihn in der eigenen Familie suchte, er, Galba, aber im Staate. Da nun diese Rede von Tacitus erfunden ist, so verdient sie genauestes Studium. Das kostbare Dokument ist nichts anderes als des Historikers eigenstes politisches Glaubensbekenntnis. So wenigstens hat es eine gute Anzahl von Interpreten verstanden. Eine übereilte, unvorsichtige Auffassung! Tacitäische Reden, so der Kritiker, können sehr wohl zweideutig sein. Es gilt, ihre Sprache genauestens zu prüfen und mit dem Zusammenhang der Situation zu vergleichen. Galbas Redeweise ist höchst konventionell und darum verdächtig. Über die Tatsachen leicht sich hinwegsetzend, behauptet er kühn, »von den Göttern und Menschen zum Imperium berufen worden zu sein. Dann folgt die unvermeidliche Anrufung des Augustus ...« Genug, was Tacitus in Wahrheit zeigen will, ist die prekäre Lage, in welcher der neue Kaiser sich befindet und von der auch die Adoption seines Nachfolgers ihn nicht retten kann.

Damit muß Ihr Redner seinen dürftigen Gang durch dies große Lebenswerk beschließen. Ein letztes Mal besuchte Sir Ronald ein Treffen der Mitglieder unseres Ordens September 1988 im bayerischen Landshut. Hatte im Vorjahr die steile Marmortreppe im Pompejanum Ludwigs I. in der Rheinpfalz ihm einige Schwierigkeiten gemacht, belohnt freilich durch die Schönheit der Gegend und des Schlosses, so war der britische Gast in dem Landshuter Hotel denkbar bequem aufgehoben. Wie immer machte er die Führungen durch die Stadt mit, das Münster, die hochgelegene Burg der alten Herzoge von Niederbayern mit dem weiten Blick über das Land; wie immer nahm er an den Diskussionen wie an den Mahlzeiten teil. Daß ich mich während der letzten neben ihn setzte, dessen muß ich im Rückblick froh sein. Am 1. September des folgenden Jahres gedachte er – zur Wiederkehr des Tages, an dem sein erstes Hauptwerk vor fünfzig Jahren erschienen war –, ein kleines Fest zu veranstalten. Danach wurde er in Salamanca mit gespanntestem Interesse zu einem Vortrag erwartet. Aus beidem wurde nichts mehr; Sir Ronald starb am 4. September, nach kurzer Krankheit.

HANS HARTUNG

21. 9. 1904 – 8. 12. 1989





H. H. A. 1.



*Gedenkworte für*  
HANS HARTUNG

*von*  
*Rolf Gutbrod*

---

Am 8. Dezember 1989 starb unser Mitglied, der französische Maler Hans Hartung in Antibes. Ein großer Maler, eine starke Persönlichkeit. Er mußte malen, auch als er in Paris kein Geld für Leinwand und Farben hatte und sich in Cafés Schreibpapier und Tinte geben ließ, um seine Ideen festzuschreiben.

Wer einmal seine abstrakten Kompositionen und die kräftigen dunklen Balken oder auch zarten Spiralen, die er malte, gesehen hat, wird seine Handschrift immer wiedererkennen. Er ist sich treu geblieben, ohne Wiederholungen. Ich will gar nicht den Versuch machen, seine Bilder zu beschreiben, sondern heute – zum Gedenken an Hans Hartung – von seinem schweren Schicksalsweg als Künstler berichten. Außer seinen Bildern, Zeichnungen und Skizzen hat er uns mit einem ehrlichen, offenen Lebensbericht beschenkt, auf den ich mich beziehe.

Er wurde am 21. September 1904 in Leipzig geboren, der Vater, Arzt, Dr. phil., musisch, der Großvater mütterlicherseits berühmter Arzt, Maler, Musiker. Hartung sagt später: »Von dem kommt alles her.«

Großbürgerlicher Hintergrund. Hartung musiziert, singt im Tho-

maner-Chor, ihm steht die Welt offen. Er studiert in Leipzig an der Universität Kunstgeschichte und auf Wunsch des Vaters auch Philosophie und Psychologie. Er überlegt ein Theologiestudium. Aber er will malen. Er geht zur Akademie der Künste in Leipzig, 1925 weiter nach Dresden, mit 21 Jahren hört er dort Kandinsky und zum ersten Mal von abstrakter Kunst. Und von diesem Augenblick an wird er sein ganzes Leben lang abstrakt malen. Nicht in der Nachfolge Kandinskys, sondern auf seine ganz eigene unverwechselbare Weise. »Informell«, ehe dieser Begriff geprägt wurde, »action painting«, wie es die Amerikaner später nennen.

Er fährt mit dem Fahrrad durch Europa, staunend, bewundernd, kommt 1927 nach Paris, trifft am 1. Mai 1929 auf einem Künstlerfest, auf dem er sich langweilt, die junge norwegische Malerin Anna-Eva Bergmann. Sie malt in der Art der Primitiven. Kaum vier Wochen später, am 25. Mai, anlässlich eines Ausflugs nach Versailles, beschließen die beiden zu heiraten. Ganz gegen den Willen der Mutter von Anna-Eva, was sich später rächen wird. Sie verleben zwei glückliche Jahre bei seinem Vater in Dresden, dann in einem kleinen, einfachen Fischerhaus in Süd-Norwegen; dort erreicht sie die Nachricht vom Tod des Vaters, der sich bei Tuberkulose-Kranken angesteckt hatte. Dies bedeutete, so Hartung später, das Ende der Sorglosigkeit.

In Menorca bauen sie ein ganz einfaches Haus in schöner Umgebung auf einer Insel. Auf der Insel aber bricht 1934 der Bürgerkrieg aus. Sie werden vertrieben.

1935 stellt das Dritte Reich die Überweisungen aus Deutschland ein. Er fährt nach Berlin, um für sein Recht zu kämpfen, stellt fest, daß er beschattet wird. Verlangt auf Rat eines Vetters, der ein Parteiamt innehat, bei der Gestapo Auskunft. Dort wird er übel behandelt, kommt mit Hilfe eines anderen Vetters, der zum Stab Görings gehört, frei; empört beschließt er: »Nein, so nicht.« Mit Hilfe belgischer Freunde erhält er ein Visum für Frankreich und kehrt arm und mittellos nach Paris zurück. Dort trifft er Calder, Kandinsky, Miró, Mondrian, die ihn als einen der ihren ansehen. Eine reiche Erbtante stirbt, er wird zum deutschen Generalkonsulat gebeten,

reicht arglos seinen Paß, der wird einbehalten, 1938 wird ihm die deutsche Staatsbürgerschaft entzogen.

Er ist staatenlos – vom Erbe ist nicht mehr die Rede. Seine Frau muß erneut operiert werden. Ihre Mutter, von der sie abhängig sind, macht zur Bedingung, daß dies in Italien geschehe. Sie weiß, als Staatenloser kann er seine Frau nicht begleiten. Schließlich setzt sie die Scheidung durch. Jahre der Not folgen. Sein Freund, der katalanische Eisenbildhauer Gonzales, selbst als Flüchtling in Paris lebend, nimmt ihn in seine Familie auf. Hartung verliebt sich in dessen junge Tochter Roberta, die beiden heiraten 1939. Bei Kriegsausbruch meldet er sich als Kriegsfreiwilliger bei der französischen Armee. Wird trotzdem als Deutscher interniert, meldet sich zur Fremdenlegion und kommt 1940 zur harten Ausbildung nach Sidi bei Abbes. Ich will die schlimmen Kriegsjahre nur kurz erwähnen. Nach dem Waffenstillstand Rückkehr in die nicht besetzte französische Zone, Flucht vor den Deutschen nach Spanien, Gefangennahme, Gefängnis, Konzentrationslager, wieder Fremdenlegion. 1944 wird seine Einheit ins Elsaß verlegt. Als Sanitäter wird er am 20. November 1944 schwer verwundet, das rechte Bein muß, ohne Betäubung, amputiert werden. Er kommt ins Krankenhaus Toulouse. Sein Gepäck mit allen Zeichnungen wird gestohlen. Dort findet ihn im Januar 1945 seine Frau Roberta. Nach Kriegsende kehren beide ins Pariser Atelier zurück. Er will, er muß weitermalen, um jeden Preis. 1946 erhält er die französische Staatsbürgerschaft, aber noch einmal schlägt das Schicksal zu. Er hat Schmerzen, seine Prothese ist schlecht. Um zu einer besseren Prothese zu kommen, geht er zu einem berühmten Spezialisten nach Österreich. Dieser besteht nach einem vergnügten Abend darauf, die Hartungs nach Hause zu fahren. Der Steg, der zu ihrer Ferienhütte führt, hat kein Geländer, der Wagen kippt, beide stürzen in den Wildbach. Er verliert das Bewußtsein. Als er im eisigen Wasser zu sich kommt, treibt Roberta, die nicht schwimmen kann, bewußtlos auf dem Wasser. Trotz seiner Prothese kann er sich zu ihr durchringen, bringt sie mit Hilfe des nüchtern gewordenen Fahrers an Land, die Mundbeatmung hat Erfolg. Aber Roberta bleibt im Schock, spricht nicht, hat das Gedäch-

nis verloren. Der Stuttgarter Nervenarzt, Dr. Domnick, Bildersammler, Mäzen, später auch Filmer, war gleich nach dem Krieg auf Kunstsuche nach Paris gefahren. Er nahm beide Hartungs mit in sein Stuttgarter Sanatorium. Hartung bekommt ein eigenes Zimmer im Dachgeschoß, erstmals kann er über Leinwand und Farbe verfügen und sich alles von der Seele malen. Die Behandlung von Roberta führt zur Genesung. Domnick macht eine große Ausstellung mit vielen Bildern von Hartung, die er ihm abgekauft hat. Der Erfolg ist da. Hartung hat sich durchgesetzt.

1952 trifft er zufällig in einer Pariser Ausstellung seine erste Frau Anna-Eva Bergmann. Beide erkennen, daß sie zusammengehören. Beide sind verheiratet. Die Auflösung beider Ehen gelingt. Roberta sagt: »Für eine andere hätte ich dich nicht freigegeben, aber hier sind wohl ältere Rechte.« Und nun endlich beginnt die glückliche Periode dieses aufregenden Künstlerlebens. Internationale Erfolge stellen sich für beide ein. Sie bauen nach eigenen Plänen ein Atelier auf in Paris. Dann auf einem herrlichen Grundstück in Antibes zwei Ateliers, ein Wohnhaus und leben dort glücklich. Jetzt entstehen seine großen Bilder (2 x 3 Meter).

Am 17. Juni 1947 wird Hans Hartung in den Orden Pour le mérite gewählt. Bei der Übergabe des Ordenszeichens in Antibes durch den damaligen Ordenskanzler, Professor Dr. Bittel, in Gegenwart des französischen Bürgermeisters dankt Hartung mit den Worten: »Ich glaube, daß – ohne es bewußt gewollt zu haben – mein Leben einerseits, aber mehr noch die Wurzeln meiner Arbeit andererseits germanisches Gefühlsleben und lateinische Klarheit eine kleine Brücke geformt haben von Deutschland zu Frankreich« und sagt weiter: »Ich fühle mich ganz besonders geehrt, von jetzt an einem Orden anzugehören, der als Künstler unter anderem Liebermann, Slevogt, Kokoschka, Moore, Schmidt-Rottluff, Emil Nolde und besonders meinen Freund Fritz Winter vereinigt und selbst Jean-Auguste Dominique Ingres.«

Hartungs ganze Bescheidenheit und seine Bereitschaft, die Leistung anderer zu erkennen, spricht sich in diesen Worten aus.

1987 stirbt Anna-Eva Bergmann. Er vermißt sie sehr. Mit letzter

großer Kraftanstrengung gestaltet er seine großen Ausstellungen in Paris und Basel und kann sie auch genießen. Seine Geburtsstadt Leipzig plant gemeinsam mit ihm für 1990 eine große Retrospektive. Er erlebt sie nicht mehr. Aber es schließt sich mit Leipzig ein Kreis.

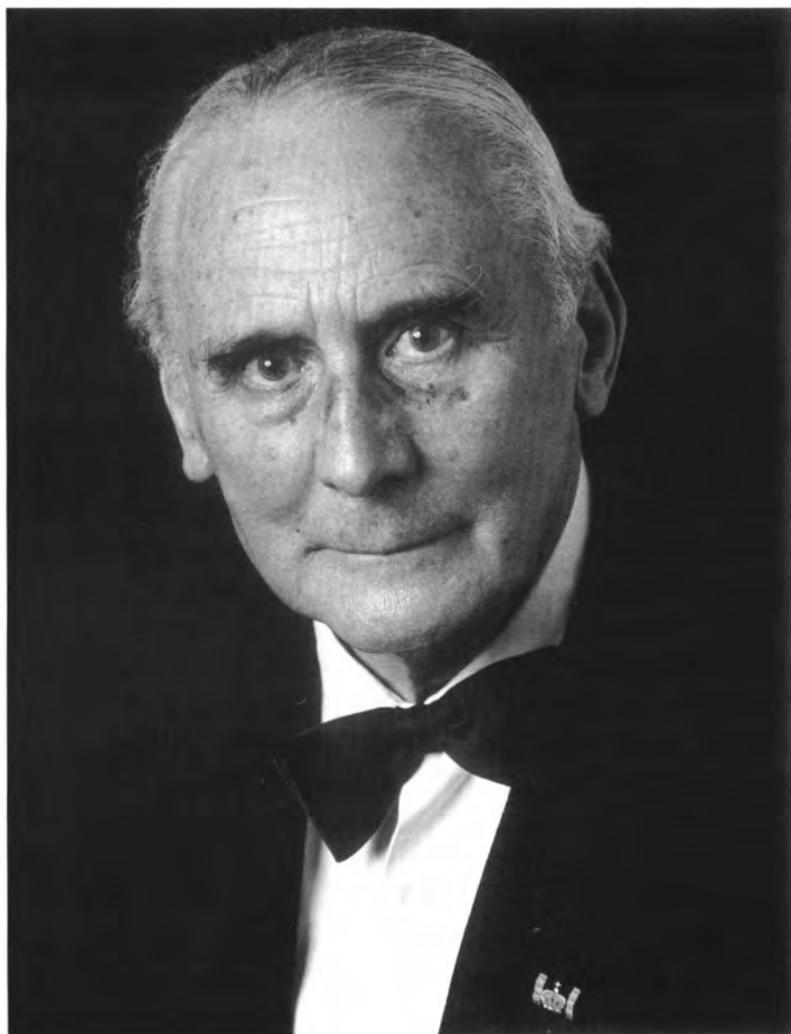
Mir scheint, Hartung war ein wahrhaft *europäisches* Mitglied unseres Ordens. Einer, der sich seine Menschenwürde erkämpft und der nie nachgegeben hat. Wir wollen ihn nicht vergessen, seinem Andenken in unseren Herzen den Ehrenplatz einräumen, den er verdient.



WOLFGANG CLEMEN

29. 3. 1909 – 16. 3. 1990





Wolfgang Clemen



*Gedenkworte für*  
WOLFGANG CLEMEN

*von*  
*Maria Wimmer*

---

Wolfgang Clemen, noch bei unserer letzten Tagung in Bonn im vorigen Jahr unter uns, starb am 16. März dieses Jahres.

Es ist mir schwer vorstellbar, daß er nun nie mehr da sein wird bei unseren Sitzungen, still, sich eher im Hintergrund haltend, aber ganz gegenwärtig, anteilnehmend mit seinen leuchtenden, im Alter immer noch leuchtenden Augen.

So kannte ich ihn in seiner Jugend und sehe ihn noch vor mir, wie er eines Tages nach Kriegsende bei Freunden von ihm auf einem Gut in Holstein auftauchte, wo ich, evakuiert aus Hamburg, mich aufhielt, sehe ihn in einem schwarzen abgetragenen Drillich-Anzug, auf dem Rücken das PW – prisoner of war – abgerissen, mager, blaß, aber die Augen leuchtend in dem schönen Lockenkopf.

Ich habe mir immer vorgestellt, daß die Romantiker wohl so ausgesehen haben wie er in seiner Jugend. Und etwas von deren Schwärmergeist hatte auch er. Er stammte aus einem Elternhaus, in dem die Kunst neben der Wissenschaft heimisch war (sein Vater war der Kunsthistoriker Paul Clemen).

Sein Studium begann er in Heidelberg, wo Ernst Robert Curtius sein wichtigster Lehrer und Ratgeber wurde. Ihm verdankt er, wie

er schreibt, die Skepsis gegen alle Theorien und die Erkenntnis, daß es mit dem Erfassen des Geistes einer Dichtung allein nicht getan ist, sondern daß auch handwerkliches Können und solides Sachwissen dazu gehört. Sein großes Vorbild wurde aber Hugo Friedrich und dessen Betrachtungsweise der Dichtung, die Wissenschaftlichkeit mit künstlerischer Einfühlung verbindet. Als seine wichtigste Station sah Clemen Cambridge, dort fand er zu Shakespeare, der zentralen Figur seiner Forschung.

Mit seiner Dissertation, einer Arbeit über die Bildersprache Shakespeares, promovierte er in Bonn, sie kam 1936 in erweiterter Form heraus und zog die Aufforderung der Oxford Universität nach sich, eine englische Version zu schreiben. Dazu kam es aber nicht mehr infolge des Krieges, zu dem Clemen 1939 eingezogen wurde, zuerst nach Rußland, im letzten Kriegsjahr nach Frankreich, wo er noch 1945 in amerikanische Gefangenschaft geriet.

Das Kriegserlebnis hatte sein Weltbild, wie er selbst schreibt, entscheidend verändert. Er hatte die Verletzlichkeit unserer Zivilisation erlebt, er hatte eine Welt, und nicht nur die materielle Welt, in Trümmer gehen sehen. Und nun, da es darum ging, wieder aufzubauen, sah er hier seine Verpflichtungen. 1946 nach München berufen, widmete er seine ganze Kraft den Reformen im Universitätswesen, die ihm und anderen Gleichgesinnten dringend notwendig schienen. Hätten diese Neuerer Erfolg gehabt, wäre es wohl zu der 68er Revolte nicht gekommen.

Aber es ging ihm auch um den Wiederaufbau des im Krieg zerstörten Englischen Seminars, was ungeheure Arbeit bedeutete, weil man ja aus dem Nichts anfangen mußte. Dazu kamen neue Veröffentlichungen: Zuerst, 15 Jahre später als geplant, die englische Fassung von Shakespeares Bildersprache unter dem Titel »The Development of Shakespeare's Imagery«, die ihm in England begeisterte Rezensionen und hohe Anerkennung eintrug. Weitere Bücher folgten, über Chaucers frühe Dichtung, über die vorshakespearesche Tragödie, über Richard III., das als ein Höhepunkt der Shakespeare-Auslegung gilt, und über Shakespeares dramatische Kunst. Gastprofessuren an zahlreichen Universitäten Englands und Amerikas folg-

ten. Und die Erfüllung seines vielleicht größten Anliegens, ermöglicht durch eine Stiftung des Volkswagenwerkes: die Gründung der Shakespeare-Forschungsbibliothek an der Universität München. Sie wurde weltberühmt, zum Ort der Begegnung von Shakespeareforschern aus der ganzen Welt.

Seine Hauptaufgabe sah er aber nicht in der Veröffentlichung wissenschaftlicher Bücher, sondern in der Lehre, in der gemeinsamen Arbeit mit seinen Studenten, im Weitergeben seines ungeheuren Wissens, seiner Erkenntnisse an Schüler, Theaterleute, Lehrer. Dabei bediente er sich nie der sogenannten Gelehrtensprache, verständlich nur für Eingeweihte, ein begnadeter akademischer Lehrer, weil er verstand, unakademisch zu lehren. Es war ihm gegeben, dem Hörer die Dichtung (und nicht nur Shakespeare) greifbar nahe zu bringen, auf scheinbar unkomplizierte Weise. Das trug wohl bei zu dem großen Erfolg seiner Vorlesungen. Der Sturm auf die Hörsäle, auf das Oberseminar, die Lehrerfortbildungsseminare, die er nach seiner Emeritierung abhielt, sind schon Legende. Auch Theaterleute, Regisseure, Schauspieler, wohl angeregt durch sein Buch »Shakespeares Monologe«, suchten das Gespräch mit ihm. Mir half er, als ich die Lady Macbeth spielen sollte, aber nicht als der Gelehrte, der sein hohes Wissen vor mir ausbreitete, sondern als Gesprächspartner, der gemeinsam mit der Suchenden den Weg fand, der zu gehen war.

Wer sich so verhält, muß völlig frei sein von Eitelkeit. Und das war Wolfgang Clemen, tief bescheiden, immer nur der Sache, der er diente, sich verantwortlich fühlend, nie der eigenen Wirkung. Ein zarter, sicher auch verletzlicher Mensch, der die Kraft, die er brauchte, wohl von seinem schönen alten Zuhause auf dem Lande im Chiemgau bezog, von seiner Frau Ursula, die ihm drei Kinder schenkte, die heute unter uns ist, und vor der wir uns in Mittrauer verneigen.

Kämpfe und Enttäuschungen werden auch ihm nicht erspart geblieben sein, aber der Adel seiner Seele war unverletzlich. Ein edler Mensch ist von uns gegangen.



VORTRAG VON  
GYÖRGY LIGETI

György Ligeti sprach anhand von Beispielen, die von VOLKER BANFIELD am Flügel vorgetragen wurden, über Aspekte der Rhythmik in seinen Klavieretüden.



ÖFFENTLICHE SITZUNG  
DES ORDENS  
IM STUDIO  
DER BEETHOVENHALLE BONN  
28. MAI 1991



BEGRÜSSUNGSWORTE  
DES ORDENSKANZLERS



Verehrter Herr Bundespräsident,  
Exzellenzen,  
meine Damen und Herren,

indem ich die öffentliche Sitzung des Ordens Pour le mérite eröffne, darf ich zunächst ein Grußwort an den Herrn Bundespräsidenten richten. Entsprechend der von Theodor Heuss eingeführten Ordnung sind Sie, hochverehrter Herr Bundespräsident, der Protektor des Ordens. Sie sind dem Orden aber auch persönlich eng verbunden, und alle Mitglieder sind Ihnen dafür außerordentlich dankbar. Der Orden wird in der Bundesregierung von dem Innenministerium betreut. Ich begrüße den Herrn Innenminister Dr. Schäuble und darf ihm und seinen Mitarbeitern bei dieser Gelegenheit unseren Dank für die Betreuung aussprechen. Der Orden Pour le mérite ist zwar eine Institution der Bundesrepublik Deutschland, aber seit seiner Gründung im Jahre 1842 sind die Hälfte der Mitglieder Ausländer. Wir freuen uns deshalb besonders, daß eine Reihe von Botschaftern an dieser Veranstaltung teilnehmen und daß die Botschaften der UdSSR und der Vereinigten Staaten durch Gesandte hier vertreten sind.

Wie erwähnt, liegt das Protektorat über den Orden bei dem Bundespräsidenten. Ich begrüße deshalb besonders den Chef des Präsidialamtes, Herrn Staatssekretär Meier-Landrut.

Wir freuen uns, daß auch eine Reihe von leitenden Beamten aus den Bundesministerien anwesend sind. Ich begrüße hier die Herren

Staatssekretäre Kroppenstedt, Kober, von Löwenich und Vogel sowie den Herrn Generalarzt Dr. Kron und Prof. Kahlenberg.

Als Vertreter der katholischen Kirche darf ich den Militärgeneralvikar hier willkommen heißen.

Für die Stadt Bonn ist Herr Bürgermeister Endemann hier erschienen. Ich darf ihn begrüßen und gleichzeitig zum Ausdruck bringen, daß die Mitglieder des Ordens sich immer bei den Tagungen in Bonn wohl fühlen.

Eine Reihe von wissenschaftlichen Organisationen haben uns die Freude gemacht, durch Vertreter an dieser Sitzung teilzunehmen. Ich begrüße den Präsidenten der Max-Planck-Gesellschaft, Herrn Zacher, den Präsidenten der Unesco-Kommission, Herrn Prof. Canisius, den Präsidenten der Alexander von Humboldt-Stiftung, Herrn Prof. Lüst, und den Präsidenten des Deutschen Hochschulverbandes, Herrn Prof. Schiedermaier.

Ich darf auch Vertreter der Studentenverbände begrüßen.

Wie immer sind bei dieser Sitzung unter uns auch Journalisten, die besonders an der Wissenschaft und ihrer Entwicklung interessiert sind. Auch ihnen gilt ein herzlicher Gruß.

Schließlich darf ich allen Anwesenden dafür danken, daß sie unserer Einladung gefolgt sind.

Die öffentliche Sitzung des Ordens wird wie immer so ablaufen, daß zunächst Nachrufe auf verstorbene Mitglieder gehalten werden. Dann wird Herr Prof. Fuhrmann einen Vortrag halten und danach werden den neuen Mitgliedern des Ordens die Ordenszeichen überreicht werden.

## GEDENKWORTE



ANDRÉ GRABAR

26. 7. 1896 – 5. 10. 1990





*A. Grabar*



*Gedenkworte für*  
ANDRÉ GRABAR

*von*  
*Ernst Kitzinger*

---

André Grabar, der am 5. Oktober 1990 starb, war einer der bedeutendsten und einflußreichsten Kunsthistoriker dieses Jahrhunderts.

1896 in Kiew geboren, begann er seine Universitätsstudien in St. Petersburg. Er verließ Rußland als 24-jähriger und verbrachte drei fruchtbare Jahre am Museum in Sofia, ehe er dann in Frankreich seine zweite Heimat fand. 1928 promovierte er in Paris mit einem großen, noch heute grundlegenden Werk über die bulgarische Wandmalerei des Mittelalters. Seine Lehrtätigkeit begann er an der Universität Straßburg. Es war wohl das epochemachende, während seiner Straßburger Jahre entstandene Buch über den Kaiser in der byzantinischen Kunst, was ihm 1957 die Berufung an die Ecole des Hautes Etudes in Paris eintrug. In den folgenden Jahrzehnten entfaltete er eine Forschungs- und Publikationstätigkeit von seltener Produktivität, die er bis ins hohe Alter fortsetzte. 1946 erhielt er eine Professur für byzantinische Archäologie am College de France. Schüler aus aller Welt sammelten sich um ihn. Er selbst trug durch mehrere längere Aufenthalte in den Vereinigten Staaten zu weiterer Vergrößerung seines Wirkungskreises bei. 1955 wurde er in die Aca-

demie des Inscriptions et Belles-Lettres gewählt. Unserem Orden gehörte er seit 1963 an.

Byzanz war das Kerngebiet von Grabars wissenschaftlicher Arbeit. Generationen russischer Gelehrter vor ihm hatten viel für die Erforschung byzantinischer Kunst und Kultur getan. Aber wie kein anderer Forscher slawischen Ursprungs – und wenige Forscher überhaupt – hat Grabar Byzanz in ein Gesamtbild der mittelalterlichen Welt eingebaut. Die Spannweite dessen, was er in seinem Lebenswerk erfaßt hat, ist in der Tat sehr groß, sowohl im räumlichen wie im zeitlichen Sinn. Von Byzanz aus reicht sie ostwärts bis nach Persien, westwärts bis nach Frankreich und Spanien. Sie schließt nicht nur Christliches ein, sondern auch Jüdisches und Islamisches. Vor allem aber umfaßt sie, rückwärts blickend, auch die römische Welt. Grabar gehörte zu der Generation von Forschern, die klar erkannte, wie grundlegend die Leistungen der späten Antike für die gesamte Folgezeit waren. Jeder Band der Zeitschrift *Cahiers Archéologiques*, die er gründete, trägt den Untertitel »Fin de l'antiquité et moyen âge«. Byzanz – in diesem Zusammenhang gar nicht erwähnt – war für ihn der Angelpunkt zwischen den beiden Bereichen.

Eingangs nannte ich Grabar einen Kunsthistoriker. Aber er war kein Kunsthistoriker etwa im Sinne von Heinrich Wölfflin oder Henri Focillon. Zwar befaßte er sich intensiv mit allen Kunstzweigen – mit Architektur und Kleinkunst ebenso wie mit Malerei und Plastik. Auch malte er selbst gerne – in Ferienzeiten zur Erholung. Aber in seinen Forschungen spielten die künstlerischen Formen als solche und ihre Wandlungen im Laufe der Jahrhunderte, also die Stilgeschichte, nur eine geringe Rolle. In erster Linie galt sein Interesse dem Kunstwerk als Spiegelung von politischen und religiösen Verhältnissen und Ideen und von gesellschaftlichem Leben. Zu seinen nächsten geistigen Verwandten gehörten zwei ihm genau gleichaltrige Gelehrte, die auch Mitglieder unseres Ordens waren: Andreas Alföldi und Percy Ernst Schramm. In seinem schon erwähnten Buch über den Kaiser in der byzantinischen Kunst schaffte er die Grundlage für das Verständnis der »Herrschaftszeichen und Staatssymbolik« des oströmischen Reiches, so wie es Schramm für die Monar-

chien des mittelalterlichen Westens und Alföldi für das römische Kaisertum getan haben. Ein wesentliches Anliegen dieser Forscher – und anderer derselben Generation, wie Ernst Kantorowicz – war es, die selbständige historische Aussagekraft visueller Dokumente (zum Unterschied von den Schriftquellen und in Ergänzung zu ihnen) aufzuzeigen und auszuwerten.

In seinem zweiten Hauptwerk, *Martyrium*, das 1946 erschien, tat Grabar ein Gleiches für einen ganz anderen Bereich der christlich-mittelalterlichen Kultur: den Heiligen- und Reliquienkult. Ausgehend von der Architektur und Bildkunst der berühmten Pilgerstätten im Heiligen Land, verfolgte er in einer großen und kühnen Synthese den Widerhall dieser Kunst sowohl im griechischen Osten wie im lateinischen Westen bis ins hohe Mittelalter. Heute, beinahe ein halbes Jahrhundert später, ist Grabars Buch noch immer Gegenstand lebhafter Diskussion.

Die Zeit, die mir innerhalb dieser Festsitzung zur Verfügung steht, ist zu begrenzt, um Grabars Œuvre in seinem ganzen Umfang Gönüge zu tun. Zwei weitere Hauptwerke – sein Buch über den byzantinischen Bilderstreit und seine Darstellung des Werdens der christlichen Ikonographie –, sowie seine schönen, für ein größeres Publikum bestimmten Bände über frühchristliche, byzantinische und frühmittelalterliche Kunst, seien wenigstens erwähnt. Aber mit bibliographischer Aufzählung wäre das Wesentliche auch nicht erfaßt. Die Größe André Grabars bestand darin, daß er imstande war, in einer Vielfalt von Objekten – wie eben den Denkmalen des byzantinischen Kaisertums oder des christlichen Heiligenkultes – die entscheidenden und bedeutenden ihnen gemeinsamen Momente zu erkennen und systematisch festzulegen. Sehr oft aber widmete er sich auch dem Studium einzelner Objekte oder lokaler Objektgruppen und griff mit sicherem Blick Aspekte heraus, die historisch bedeutsam waren. Ergebnis dieser Fähigkeit war eine Unzahl von Zeitschriftenartikeln, die in nicht weniger als fünf Bänden gesammelt vorliegen. Manchmal, wenn mir die Abfassung eines einzigen kleinen Aufsatzes zu schaffen macht, muß ich an den lapidaren Schlußsatz eines Briefes denken, den er mir vor Jahren schrieb:

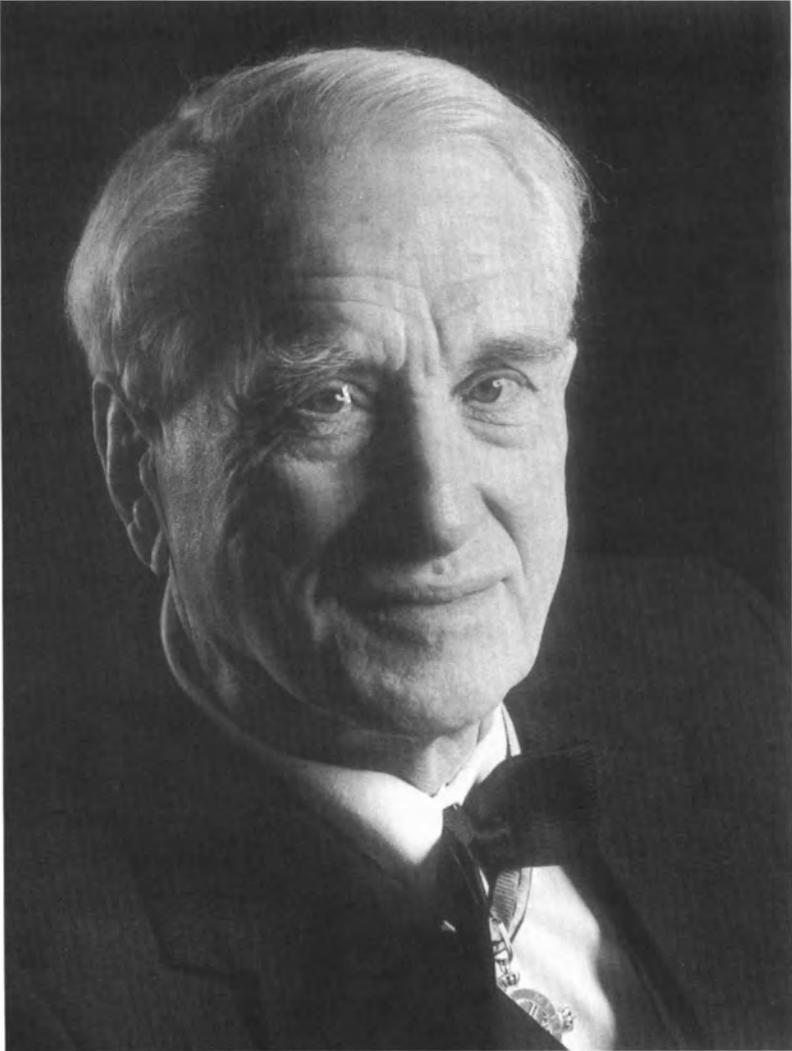
»Quant à moi«, so endete er einen Bericht über verschiedene fachwissenschaftliche Ereignisse in Paris, »j'ecris des articles«.

André Grabar hat sich auch intensiv mit in Deutschland befindlichen Werken byzantinischer Kunst befaßt und größere Aufsätze in deutschen Zeitschriften veröffentlicht. Wie mir sein Sohn Oleg (selbst ein Gelehrter von internationalem Ruf) vor kurzem sagte, hat er sich und sein Lebenswerk als in der Tradition deutscher humanistischer Wissenschaft stehend angesehen. So hatte seine Mitgliedschaft im Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste ihren tiefen Sinn.

BORIS B. PIOTROWSKIJ

14. 2. 1908 – 15. 10. 1990





R. Robinson -



*Gedenkworte für*

BORIS B. PIOTROWSKIJ

*von*

*Helmut Coing*

*Verlesen von Wolfgang Paul*

---

Der Orden hat Boris Piotrowskij am 15. 10. 1990 verloren. Sein Tod ist für den Orden ein besonders schwerer Verlust.

Boris Piotrowskij war der erste russische Gelehrte, der dem Orden nach dem Ende der Zeit der Monarchie in Rußland angehört hat. Er war der deutschen Kultur und Wissenschaft seit seiner Jugend eng verbunden, und wir alle waren glücklich darüber, daß er – trotz der damals noch recht schwierigen politischen Beziehungen unserer Länder – die Berufung in unseren Orden sogleich und mit Freude angenommen hat.

Seine wissenschaftliche Tätigkeit galt der Archäologie, und in deren weitem Feld hat er sich vor allem der Erforschung des Königreiches Urartu gewidmet, das vom 9. bis zum 6. Jahrhundert in der Osttürkei und in Transkaukasien eine bedeutende Rolle eingenommen hat.

Prof. Piotrowskij ist der erste gewesen, der hier planmäßige Ausgrabungen vorgenommen hat. Ähnlich wie unser verstorbener Mitglied Bittel für die Kenntnis der vorher fast unbekanntes Kultur der He-

thiter Entscheidendes beigetragen hat, hat Piotrowskij dies für das Reich Urartu getan.

Boris Piotroskij war aber nicht nur ein bedeutender Gelehrter, er war auch eine sehr bedeutende Persönlichkeit in der Kulturverwaltung seines Vaterlandes. Seit 1964 war er der Direktor des Museums der Eremitage in Leningrad – wohl des größten und bedeutendsten Museums in der Sowjetunion.

Seiner Leistung entsprechend, hat er sehr großes Ansehen in der internationalen Wissenschaft genossen. Er war u. a. Mitglied der British Academy, der Académie des Inscriptions et Belles Lettres de l'Institut de France und des Deutschen Archäologischen Instituts. Vor allem aber war er eine besonders aufgeschlossene, liebenswürdige Persönlichkeit. Wir alle haben ihn geachtet und geschätzt.

Der Orden wird ihn nicht vergessen.

KURT BITTEL

5. 7. 1907 – 30. 1. 1991





K. J. Meyer.



*Gedenkworte für*  
KURT BITTEL

*von*  
*Franz Wieacker*

---

Am 30. Januar dieses Jahres ist im Alter von 82 Jahren nach längerer Krankheit unser Mitglied Kurt Bittel gestorben. Wir gedenken heute eines großen Archäologen und eines Gelehrten mit auszeichnenden menschlichen Eigenschaften.

Kurt Bittel, nach Stammesart, Herkunft und Neigung schwäbischer Humanist und Freund der Vorzeit, geboren auf der Grundmauer eines römischen Kastells, entschied sich schon in jungen Jahren für den Weg zur Erforschung alter Kulturen. In der richtigen Empfindung für die Einheit der Altertumswissenschaft studierte er in Heidelberg, Berlin, Wien und Marburg neben der klassischen Archäologie auch die alten Sprachen und die Alte Geschichte. Seine Marburger Dissertation 1930, unter dem beziehungsvollen Titel »Die Kelten in Württemberg«, führte ihn alsbald in den Mitarbeiterstab des Deutschen Archäologischen Instituts, und zwar zunächst in die Römisch-Germanische Kommission zu Frankfurt. Von hier aus ging es rasch fort in die weiten Bereiche der älteren Grundlagen des antik-mediterranen Kulturzusammenhanges. Bittels Eintritt in die Abteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts in Kairo und alsbald in Istanbul entschied dann über die Wegrichtung, die seinen

führenden Rang in der Erforschung der alten anatolischen Kulturen des Nahen Ostens begründete. Schon in der Mitte der 30er Jahre übernahm er die Direktion des Deutschen Archäologischen Instituts zu Istanbul. Es kennzeichnet den unantastbaren Mann, daß er, anerkannt, geachtet und oft geliebt von den Archäologen vieler Länder, diese Stellung in den tödlichen Kämpfen der Nationen bis zum Jahre 1944 wahrnehmen und in den Jahren von 1953 bis 1960 wieder aufnehmen konnte: Ausdruck auch – wenn auch nicht allein Ausdruck – der Anerkennung für die historische Vertiefung der kulturellen Identität, die Bittel den Gebildeten seines türkischen Gastlandes durch die Erforschung des Hethiterreichs und die Hebung, Sicherung und vorbildliche Präsentation des altanatolischen Kulturerbes ermöglichte.

Hinter dieser Anerkennung stand die Überzeugungskraft einer außerordentlichen Sachleistung: der entscheidende Beitrag zur Erhellung der politischen, sozialen und kulturellen Gesamtstrukturen des von den Pionieren der Jahrhundertwende entdeckten Hethiterreichs als dritter Brennpunkt des Alten Orients neben dem ägyptischen und den mesopotamischen Zentren. Es sind vor allem Bittels Ausgrabungen in der alten Königsstadt Hattuša, insbesondere an den Befestigungen und dem Königspalast, die nicht nur erregende Funde erhoben, dokumentierten und interpretierten, sondern, paradigmatisch für die Archäologie alter Stadtkulturen, Genesis, Wachstum sowie die typischen Bedingungen und Strukturen jener Herrschaftsgefüge sichtbar machten. Nicht nur als bloße Nebenfrucht fielen dabei die zentralen Zeugnisse hethitischer Reichskunst an, die seitdem der Stolz des von Bittel beratenen und mitgestalteten Museums in Ankara sind.

Als Bittel 1960 gleichsam den Spaten aus der Hand legte – nicht ohne den dauernden weiteren Kontakt und Austausch mit den Fachgenossen des Gastlandes und der Welt fortzusetzen – fanden der Ruhm dieser Leistung wie die Überzeugung von seinen Fähigkeiten zur sicheren und verständnisvollen Leitung einer Gelehrtenrepublik ihren Ausdruck in der Wahl zum Präsidenten des Deutschen Archäologischen Instituts, dem er bis 1972 vorgestanden hat. Mit der

gleichen einzigartigen Verbindung von Autorität und menschlicher Zuwendung hat er dann – seit 1967 Mitglied unseres Ordens – unserer Verbindung als Kanzler von 1971 bis 1979 mit glücklicher Hand vorgestanden. Auch der weiteren Öffentlichkeit wurden diese Wesenszüge sichtbar, etwa in den stets spontanen und so treffenden wie urbanen Erwidern auf die – doch meist gar nicht vorhersehbaren – Worte führender Bundespolitiker wie örtlicher Gastgeber des Ordens.

Versuchen wir uns mit der Bescheidenheit, ja Ehrerbietung, die wir dem Verstorbenen schulden, die persönlichen Grundlagen dieser reichen Lebensleistung zu vergegenwärtigen. Wenn es für den Menschen in all seiner Schaffensmühe und seinem Ringen doch ein höheres Glück gibt, so ist dieses uneigennütziges Glück Kurt Bittel durch Gaben zuteil geworden, deren Zusammentreffen den bedeutenden Menschen, den Gelehrten und nicht zuletzt den großen Archäologen ausmachen. Schönstes Zeugnis dieses Glückes war die Liebe und Freudigkeit, mit der er an seinem Wirken hing, und die sich auch anderen mitzuteilen wußte. Auch wir Mitglieder des Ordens erfuhren diesen *amor intellectualis* in der Art, wie er bei unseren Zusammenkünften etwa den keltischen Fürstensitz der Heuneburg, in seiner oberschwäbischen Heimat, oder die Schätze des römischen Trier wies und interpretierte, und am bewegendsten vielleicht, in dem lebhaften Anteil, ja der freudigen Erregung, mit der er später unter unseren Augen die Nachricht von der Entdeckung des reichen Fürstengrabes bei Ludwigsburg empfing und uns mitteilte.

Ich habe oft empfunden, daß die Grundlage dieses leidenschaftlichen Interesses letztlich ein hohes wissenschaftliches Künstlertum war, dem die Fähigkeit zur Evokation der Vergangenheiten ebenso entsprang wie die Gabe zur kreativen Antizipation der Gesamtzusammenhänge der Kulturen. Eben diese Züge sind es, die nach der Begründung der Archäologie durch Winckelmanns Humanismus und nach dem gleichsam eurozentrischen Konquistadorentum der Entdeckungszeitalter des 19. Jahrhunderts, das Gesicht der heutigen Archäologie prägen, unbeschadet der unendlichen Verfeinerung der

Prospektion und der Feldarbeit. Auf diesem Grund errichtete dann Bittel mit der methodischen Gewissenhaftigkeit, der Urteilsklarheit und der nicht zu brechenden Arbeitsenergie seiner Stammesheimat, sein denkwürdiges Lebenswerk.

Mit dem Gedenken an den Mitmenschen Bittel endlich gelangen wir mit Behutsamkeit zum Persönlichsten. Mehr als der Stubengelehrte des alten Stils hat es der Archäologe nicht nur mit den stillen Spuren der Vergangenheit zu tun, sondern, in Aktion und Interaktion, mit Menschen aller Art; mit Menschen vieler Länder, dem eigenen und zumal seiner Gastländer, mit Politikern und Behörden, mit seinen Kollegen und Mitarbeitern und nicht zuletzt mit den Arbeitern der Hand, die seine Pläne und Weisungen ausführen. Vor diesen Anforderungen – in der sich übrigens seine gewinnende Weltläufigkeit ausbildete – hat Bittel bewährt, was man heute in Politik, Gesellschaft und Wirtschaft »Führungsqualitäten« nennt, was wir aber lieber verstehen möchten als die wunderbare Vereinigung von innerer Autorität und der Bereitschaft zur Zuwendung zu jedem Menschen guten Willens, welche die Autoritäten und die »Menschenführung« erst legitimiert. Es ist diese Mitmenschlichkeit, die sich in zivilisierten Gesellschaften als Urbanität, Sensibilität und sich öffnende, zu guter Stunde mitteilsame Herzlichkeit äußert, die uns Kurt Bittel vorgelebt hat. Das sind hohe Worte. Wir dürfen sie aussprechen, da der Orden – wie so viele ihm Nächstehende in aller Welt – sie immer wieder erfahren hat und in dauern-dem Andenken bewahren wird.

FELIX GILBERT

21. 5. 1905 – 14. 2. 1991





*Fred Gilber*



*Gedenkworte für*  
FELIX GILBERT

*von*  
*Horst Fuhrmann*

---

Felix Gilbert, der Historiker, dessen zu gedenken ist, war am 21. Mai 1905 in Baden-Baden geboren und starb am 14. Februar 1991 in Princeton (New Jersey). Schon anhand dieser beiden Daten läßt sich ein Leben vermuten, das von einem Ort des Reichtums und der materiellen Sicherheit ausgeht und hinführt zu einer Stätte interdisziplinärer und internationaler Wissenschaft, zum Institute for Advanced Study. Und so ist es auch: Felix Gilbert war Sohn eines englischen Arztes, der in Baden-Baden eine renommierte und hauptsächlich Patienten der oberen Schichten geöffnete Privatklinik betrieb. Aber prägender war der Einfluß der Mutter, die nach dem frühen Tod ihres Mannes in den Kreis ihrer Familie nach Berlin zurückkehrte: Cécile Gilbert war eine geborene Mendelssohn, und über sie lief die verwandtschaftliche Verbindung zu den reichen Oppenheims und zu Felix Mendelssohn-Bartholdy, dem Urgroßvater, von dem der Vorname unseres Gilbert genommen ist und dessen Name unter denen der ersten Ritter der Friedensklasse des Ordens Pour le mérite von 1842 zu finden ist. Der Salon der Mendelssohns war ein Treffpunkt des damaligen Berliner Künstlertums und der Intelligenz. Alexander von Humboldt hatte engen Kontakt mit den

Mendelssohns, die ihm seine erste große Reise nach Amerika kreditierten und vorübergehend eine Wohnung in ihrem Haus einräumten. Über 250 Briefe haben sich erhalten, die Humboldt an Mitglieder der Familie Mendelssohn geschrieben hat. Im hohen Alter, als Siebzigjähriger, hat Felix Gilbert einen Teil des Briefschatzes herausgegeben und mit einem instruktiven Vorwort versehen, wie es nur ein Insider verfassen kann: »Bankiers, Künstler und Gelehrte« (1975).

## I

In dem behüteten Milieu der Mendelssohnschen Familie in Berlin wuchs Felix Gilbert auf, absolvierte das Humanistische Gymnasium und konnte sich, materiell unabhängig wie er war, den Gegenstand seines anschließenden Geschichtsstudiums aussuchen. Es zog ihn nach Italien zur florentinischen Renaissance und zu den Gedanken Jacob Burckhardts, der in der Kultur Italiens jener Zeit den Aufbruch zur Moderne sah. Doch als Gilbert seinem Berliner Lehrer Friedrich Meinecke ein Thema aus diesem Bereich für eine Dissertation vorschlug, erhielt er, wie er selbst berichtet, zur Antwort, er möge sich einen Stoff aus dem 19. Jahrhundert aussuchen; die Handschriften der Renaissance seien doch so schwierig, und der Renaissance könne er sich später immer noch zuwenden. Gilbert nahm den aufgezwungenen Rat an und wurde 1931 mit einer Dissertation über den Historiker und Politiker Johann Gustav Droysen (1808–1884) promoviert. Ein schneller Arbeiter, der er war, ergänzte er die Darstellung mit einer Edition von Droysens politischen Schriften. Die Bahn schien nun frei für eine unbeschwerte und in eine Habilitation einmündende Beschäftigung mit der italienischen, speziell der Florentiner Renaissance, aber die Ereignisse des Jahres 1933 vertrieben ihn aus Deutschland und lehrten ihn, den bislang Behüteten, materielle Not. Er ging über England 1936 in die USA, deren Staatsbürgerschaft er 1943 erhielt. Der Anfang in den Staaten war für den Gelehrten Felix Gilbert schwer, einen Mann von zierlicher

Gestalt, der sich zurückhielt, sich niemandem aufdrängte und geradezu schüchtern wirkte. Ein interner Bericht des Academic Assistance Council, das Einwanderern aus dem Universitätsmilieu bei ihrer Arbeitssuche behilflich war, rubrizierte ihn als »exceedingly shy«; eine Lehrposition sei für ihn kaum das Richtige. Gilbert fand zunächst ein Unterkommen in der Umgebung des Institute for Advanced Study in Princeton. 1943 trat der neue Staatsbürger in das State Department als Research Analyst des Office of Strategic Services ein und kam mit der amerikanischen Armee nach Europa und Deutschland.

## II

Nach seiner Ausmusterung 1946 fand er eine Stelle zunächst als lecturer, doch bald als full professor an dem kleinen, aber angesehenen Bryn Mawr College, einem Mädchencollege in Pennsylvania, die ihm genügend Zeit ließ, seine trotz ungünstiger Lebensumstände nie unterbrochenen Forschungen energisch voranzutreiben. Hier auch fand er seine Ehegefährtin, deren Mitarbeit er an vielen Stellen seines Spätwerks erwähnt und der auch unser trauernder Gruß gilt. Gilberts akademisches Leben mündet 1962 in eine Professur an der School of Historical Studies des Institute for Advanced Study in Princeton, die er bis zu seiner Emeritierung 1975 innehatte.

Wer sich einen Überblick über das Gesamtwerk Felix Gilberts verschaffen will, hat es nicht leicht. Nicht nur die teilweise weit auseinanderliegende Thematik irritiert. Gilbert selbst, den man vielfach geehrt hat, ohne ihn mit einer Festschrift zu behelligen, hilft einem wenig; einen durchaus seriösen Fragebogen, in dem Gilbert um bibliographische Angaben seiner Bücher und wichtigsten Aufsätze gebeten wurde, hatte er auszufüllen begonnen, um mit dem Satz abzubrechen: »this questionnaire is simply too long and life is too short«, man solle im Who's Who in America nachschlagen.

Im Zentrum der Arbeiten Gilberts standen seine Forschungen zur italienischen, zur Florentiner Renaissance, und hier haben ihn be-

sonders Machiavelli und Guicciardini, ihr Verhaftetsein in der Zeit wie ihre Originalität, angezogen. Grundlegend sind seine Bücher: »Niccolò Machiavelli e la vita culturale del suo tempo« (1964), eine Aufsatzsammlung, und »Machiavelli und Guicciardini, Politics and History in Sixteenth-Century Florence« (1965). Ausführlich ist hier die Zeit des *governo libero* in Florenz behandelt, als die Medici 1494 bis 1512 vertrieben waren und eine fast anarchische Situation entstand, in der um die rechte Staatsform gerungen wurde. Gilbert zeichnete ein anschauliches, recht dunkel gehaltenes Bild der Epoche und kann nachweisen, daß damals nicht wenig vorgebildet und vorgedacht wurde, was an leitenden Vorstellungen bei Machiavelli begegnet. Dennoch bleibt die Leistung Machiavellis. Es ist die unerbittliche gedankliche Konsequenz ohne Rücksicht auf den schockierenden Kontrast zum gängigen Tugendsystem, die Behauptung, daß die Macht im politischen Lebensbereich eigenen Gesetzen folgt, für die Moral nicht Richtschnur sein kann. Guicciardinis Leistung sieht Gilbert darin, daß er sich vom Schematismus mittelalterlicher Geschichtsbetrachtung, für die die Vergangenheit nur eine lehrhafte Beispielsammlung gewesen sei, gelöst und seine archivalisch unterbaute »Storia d'Italia«, die erste Geschichte Italiens, ohne jeden heilsgeschichtlichen Einschlag als Geschichte handelnder Menschen verfaßt habe.

Zeitlich benachbart, aber auf anderem Felde bewegt sich die geradezu kriminalistisch angelegte Untersuchung »The Pope, His Banker and Venice« (1980), die die Gründe des Umschwenkens des Vatikans von einer Gegnerschaft in der Liga von Cambrai von 1508 zu einer Verbindung zu Venedig aus bislang ungehobenen Quellen aufzeigte.

### III

Neben den Renaissanceforschungen stehen Gilberts Arbeiten zur Ideengeschichte und zur Methodenlehre, zur Geschichte der Geschichtsschreibung und zur Neuesten Geschichte. Wie sehr er sich in die amerikanische Geschichte eingearbeitet hatte – eine Ausnahme

unter den immigrierten Historikern –, zeigen seine Bücher »To the Farewell Address« über die Grundsätze und den Wandel der frühen amerikanischen Außenpolitik, aufgezeigt anhand der Abschiedsbotschaft Washingtons, und das Studienbuch »The End of the European Era. 1890 to the Present« (1979), das eine weite Verbreitung über die Colleges hinaus gefunden hat. So ließe sich fortfahren mit Zitieren von Aufsätzen und Büchern: Hitlers Lagebesprechungen, über die Higher Education im amerikanischen Unterrichtssystem, »Die Diplomaten von 1919 bis 1939« (ein Band, den er zusammen mit Gordon Craig herausgegeben hat) und viele Beiträge zur Geschichte der Geschichtsschreibung: zu Lorenz von Stein, Friedrich Meinecke, Otto Hintze (dessen Historische Essays er herausgegeben hat), Marc Bloch, Federico Chabod, zu Ranke und Burckhardt usw.; mit Kenntnis und Verständnis hat er die Wesenheiten europäischer und amerikanischer Geschichtswissenschaft beschrieben. Nur ihm konnte ein so erhellender Aufsatz über »Einstein und das Europa seiner Zeit« gelingen, der in einer für Gilbert typischen apodiktischen Art einsetzt: »Ich bin Historiker. Ich habe keine andere Legitimation, um ... über Einstein und das Europa seiner Zeit zu sprechen. Ich hatte keine engeren, persönlichen Beziehungen mit Einstein, und ich weiß nicht mehr als der durchschnittliche Laie über die modernen Naturwissenschaften und ihre Entwicklung. Aber ich bin von dem Fehlen solchen persönlichen oder fachlichen Wissens nicht sehr beunruhigt. Historiker sind geneigt zu glauben, daß die Möglichkeit oder Notwendigkeit, den Gegenstand ihrer Forschung aus der Ferne zu betrachten, eher ein Vorteil als ein Nachteil ist.« Ich breche ab, denn eine positivistische Aufzählung der Beiträge eines Gelehrten belegt wenig mehr als dessen Interessenvielfalt und dessen Fleiß, ohne zum Wesentlichen vorzudringen. Bei Felix Gilbert ist es eine ungewöhnliche Sensibilität bei der Wahrnehmung des Menschen und seiner historischen Umwelt.

#### IV

In Peter Gays wegweisendem Buch über die Weimarer Kultur («Weimar Culture, The Outsider as Insider», 1968) steht vorn die Widmung »To Felix Gilbert. Ambassador of the Weimar Spirit.« Dabei hat Gilbert kein spezielles Buch über Weimar verfaßt, aber er hat Gay mit seinen Berichten über Geist und Kultur, über das Atmosphärische von Weimar, so beeindruckt, daß diese Widmung zustande kam. Von diesem Spürsinn für das Existenzgefühl von Menschen und Zeiten ist auch Gilberts bis 1945 reichende Autobiographie »Lehrjahre im alten Europa« getragen, deren Besonderheit nicht darin besteht, daß unbekannte Daten und Ereignisse mitgeteilt werden, sondern in der Vermittlung eben des Atmosphärischen, ein Wort, das Gilbert gern gebraucht hat: bei der Schilderung der wirren Lage während des *libero governo*, bei der Beschreibung des Schülerkreises um Friedrich Meinecke, aus dem mehrere seine Kollegen in den Staaten wurden (Hajo Holborn, Dietrich Gerhard, Hans Rothfels).

#### V

Der größte Einbruch in Gilberts Leben war die Art und Weise, wie sich ihm Deutschland als Land der Humanität entzog. Das hautnahe Spüren des Totalitarismus beschreibt Gilbert mit folgenden und für seine Direktheit bezeichnenden Worten: »Ich weiß wirklich nicht, wie sich das, was in Deutschland vor sich ging, anders bezeichnen läßt, als daß ein ganzes Volk begann, seine Seele zu verlieren. Ich meine das gar nicht in einem religiös-dogmatischen Sinne, ich meine ganz allgemein, daß das Organ für das, was im Leben schön und menschlich ist, zu verkümmern scheint ... Ob ich mit dem Portier meines Hauses sprach, oder ob ich in dem Odenwaldorf die Kellnerin, die mir den Wein brachte, nach den Dingen fragte, nach denen man so fragt, nach dem Wetter und der Familie, nach dem Dasein im allgemeinen und den Dingen, die die Menschen ge-

meinsam haben – immer erschien dieses abweisende Lächeln, dieses völlige Desinteressiertsein, als existierten diese Dinge nicht ... Es ist, wie wenn jeder einzelne in Deutschland in der Spannung und Konzentration einer Kampf- und Abwehrstellung lebt – mag ihm eingeredet sein, daß die äußeren Feinde nur darauf lauern, sein Vaterland zu überfallen, mag er befürchten, daß ihn sein Nächster bespitzelt ... Es ist so ein abstraktes Wort, dieser Begriff: totaler Staat ... aber was es wirklich bedeutet, das weiß man erst, wenn man diese gespannten und doch leeren Gesichter der Deutschen gesehen hat.«

Felix Gilbert wurde 1981 in den Orden gewählt. Er wird ihm fehlen als ambassador of historical spirit.



REDE VON  
HORST FUHRMANN



HORST FUHRMANN

POUR LE MÉRITE:  
ÜBER DIE SICHTBARMACHUNG VON VERDIENSTEN.  
EINE HISTORISCHE BESINNUNG

---

»Orden sind Wechselbriefe, gezogen auf die öffentliche Meinung: ihr Wert beruht auf dem Kredit des Ausstellers. Inzwischen sind sie, auch ganz abgesehen von dem vielen Gelde, welches sie, als Substitut pekuniärer Belohnungen, dem Staat ersparen, eine ganz zweckmäßige Einrichtung, vorausgesetzt, daß ihre Verteilung mit Einsicht und Gerechtigkeit geschehe. Der große Haufe nämlich hat Augen und Ohren, aber nicht viel mehr, zumal blutwenig Urteilskraft und selbst wenig Gedächtnis. Manche Verdienste liegen ganz außerhalb der Sphäre seines Verständnisses, andere versteht und bejubelt er bei ihrem Eintritt, hat sie aber nachher bald vergessen. Da finde ich es ganz passend, durch Kreuz oder Stern der Menge jederzeit und überall zuzurufen: »Der Mann ist nicht euresgleichen: er hat Verdienste.« Der das notierte, war Arthur Schopenhauer in dem Kapitel »Von dem was einer vorstellt« seiner 1851 erschienenen »Aphorismen zur Lebensweisheit«; der sonst die Menschen und ihre Einrichtungen verachtende Philosoph stand dem Ordensbrauch merkwürdig positiv gegenüber und sorgte sich sogar: »Durch ungerechte oder urteilslose oder übermäßige Verteilung verlieren ... die Orden (ihren) Wert; daher ein Fürst mit ihrer Erteilung so vorsichtig sein sollte, wie ein Kaufmann mit dem Unterschreiben der Wechsel.«

Wie vorsichtig sind unsere Fürsten, so läßt sich fragen, die Präsidenten der Bundesrepublik Deutschland? Der Verdienstorden der Bundesrepublik Deutschland wurde von Bundespräsident Theodor Heuss 1951 in acht Klassen gestiftet, von der Medaille bis zur Sonderstufe des Großkreuzes, die nur an Staatsoberhäupter verliehen wird. In den vergangenen vierzig Jahren wurden etwa 176 000 Verdienstorden fast ausschließlich an deutsche Bundesbürger verliehen. Nehmen wir die letzten zwanzig Jahre, so ergibt sich ein leicht steigender Jahresdurchschnitt von 5800 bis 6400 Verleihungen, d. h. pro Jahr ist, grob gezählt, nur einer von zehntausend Bundesbürgern in den Genuß der Auszeichnung gekommen. Dies galt für die alte Bundesrepublik und für die Zeit bis zum 3. Oktober 1990, denn seit diesem Datum, vom Tag der Vereinigung an, haben Sie, verehrter Herr Bundespräsident, die Verleihung des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland »für eine gewisse Zeit« ausgesetzt, um den Wertungs- und Vorschlagsmechanismus für die Bundesrepublik in neuer Gestalt zu Beginn dieses Jahres wieder anlaufen zu lassen. Der Ordenssegel war, bislang jedenfalls, knapp gehalten, und die Sehnsucht nach einem Verdienstorden wird, wie uns kürzlich durchgeführte demoskopische Erhebungen versichern, ständig größer.

Die eingangs vorgetragenen Überlegungen Schopenhauers über die Berechtigung von Orden sind fraglos von der wenige Jahre vorher – 1842 – gestifteten Friedensklasse des Ordens »Pour le mérite« angeregt worden, dessen Kleinod er beschreibt und dessen Beschriftung er tadelt: »Die Inschrift pour le mérite auf einem Kranze ist ein Pleonasmus: jeder Orden sollte pour le mérite sein.« Das aber war damals durchaus nicht der Fall.

»Orden sind Wechselbriefe«, so sagte Schopenhauer, »gezogen auf die öffentliche Meinung«. Der Satz ließe sich auch umkehren. Ein Orden kann anzeigen, was in der öffentlichen Meinung als auszeichnungswürdig und damit als Verdienst gilt. Das kann in verschiedenen Zeiten und Gesellschaftssystemen recht unterschiedlich sein bis hin zur Perversion eines nützlich erscheinenden Mordes, wie denn

der Trotzki-Mörder Mercader zum »Helden der Sowjetunion« erhoben und mit dem Lenin-Orden ausgezeichnet worden ist. Unsere Aufmerksamkeit sollte allerdings nicht totalitären Verformungen, sondern der allgemeinen, in der Antike einsetzenden europäischen Tradition gelten.

## II

Im griechischen Altertum machte man sich Gedanken, ob Ehrungen und Auszeichnungen angebracht seien, oder ob sie nicht Unfrieden stifteten. Einer, der von Verdienstinsignien abriet, war Aristoteles, »auch wenn sich«, wie er hinzusetzt, »so etwas gut anhört«. Dennoch wurden z. B. in Olympia während der Festspiele nicht nur die Sieger des sportlichen Agons bekränzt, sondern zwischen den Wettkämpfen auch Männer, die sich um das Gemeinwesen verdient gemacht hatten.

Die Römer hatten ein vielfältig ausgebautes Auszeichnungswesen. Ein gutes, wenn auch nur ausschnitthaftes Bild der gängigen Ehrenzeichen bietet der in der Varusschlacht 9 n. Chr. gefallene Centurio M. Caelius, ein tapferer und hochdekoriertes Mann. Sein hier in Bonn im Rheinischen Landesmuseum verwahrter Grabstein – ein Epitaph, das abzubilden kaum ein lateinisches Unterrichtsbuch unterläßt – zeigt ihn geschmückt mit einem Brustgehänge aus fünf *phalerae* (einem plakettenartigen Brustschmuck) und zwei keltischen *torques* (gedrehten Halsketten), die von seinen Schultern herabhängen. An den beiden Handgelenken sieht man reifartige *armillae* (Armspangen), das Haupt ist mit einer *corona civica* (einer Bürgerkrone) geschmückt, die auch für zivile Verdienste ausgegeben wurde.

### III

Das römische Ordens- und Auszeichnungswesen ist eine eigene Welt. In das Mittelalter und über das Mittelalter hinaus in die Neuzeit hat sich kaum etwas hinübergerettet. Wer im Mittelalter nach so etwas wie »Verdienstorden« sucht, wird, zumal in der frühen Zeit, nicht leicht Entsprechendes finden. Nicht, daß man in einer von Gewalt bestimmten Gesellschaft kriegerische und dem Herrschaftsverband nützliche Leistungen nicht belohnt hätte: Ein erfolgreicher Krieger hatte einen entsprechenden Beuteanteil und trug prunkend als Siegeszeichen die Embleme oder die Rüstung des besiegten Gegners. Es gab hier und da auch verdienstanzeigende Zeichen, aber es fehlte die Eindeutigkeit. Es mischten sich Standes- und Ehrenzeichen mit materiellen Leistungsbelohnungen. Germanische Fürsten schmückten sich gern mit der *torques* zum Zeichen ihres vornehmen Ranges, mit jenem schon erwähnten gewundenen Halsring aus Gold oder Silber. Otto der Große zeichnete den Grafen Heinrich von Stade wegen seiner Treue und Standfestigkeit 972 mit einer goldenen *torques* aus. Der kostbare Halsring zeigte das Verdienst eines treuen Gefolgsmanns an.

Verdienst konnte auch durch Standeserhebung belohnt werden, indem der König zum Beispiel bereits auf dem Schlachtfeld einem einfachen Krieger das *cingulum militare*, den Rittergürtel, das Zeichen des Ritters, verleiht. Die Belohnung ist die Erhebung in einen höheren Stand, nicht eine Dekoration, denn wohl war der Ritter tapfer, wie seine Standestugend es vorschrieb, nicht aber der gemeine Mann in einem vom Ehrencodex vorgeschriebenen Sinne, und wenn ein solcher sich sichtbar auszeichnete, zeigte er Eigenschaften, die »ritterlich« waren, und daher war es angebracht, den unpassenden Stand zu korrigieren. Das Ritterdasein konnte allerdings wegen seines materiellen Aufwands und seines Rollenzwangs als unangenehm empfunden werden, und es gab Fälle, daß ein Angehöriger niedrigen Standes die ritterliche Erhebung zurückwies. Friedrich I. Barbarossa wollte 1155 einen Reitknecht, der tollkühn im Alleingang die steile Mauer einer italienischen Stadt im Geschoßhagel er-

stiegen und den dort wachhabenden Ritter erschlagen hatte, mit dem Rittergürtel ehren, aber jener erklärte, so berichtet die Quelle, »er sei ein Mann niederen Standes und wolle es auch bleiben; er sei mit seinem Los zufrieden«. Barbarossa belohnte die Tat mit Geschenken.

#### IV

Große Taten hatten ihre Taxen. So zahlte Florenz im 14. Jahrhundert einer siegreichen Truppe den doppelten Sold, und in den italienischen Heeren des 15. Jahrhunderts soll derjenige, der als erster die Mauerkrone einer belagerten Stadt erstiegen hatte, 25 Florin erhalten haben. Auszeichnungen, Dekorationen im Sinne standardisierter Abzeichen gab es nicht. Daß der Gedanke, ein Verdienst durch ein sichtbares Zeichen herauszustellen, damals nicht entwickelt war, mag vielerlei Gründe gehabt haben. Sicherlich aber ließ ein ganz und gar religiös gestimmter Sinn die Menschen damals zögern, sich selbst oder gar sich selbst allein ein Verdienst an einer Leistung oder einem Erfolg zuzuschreiben. Shakespeare folgte ziemlich genau der mittelalterlichen chronikalischen Tradition, als er seinen Heinrich V. von England nach dem glänzenden Sieg von Azincourt 1415 ausrufen ließ: »O Gott, dein Arm war hier, und nicht uns selbst, nur deinem Arm schreiben wir alles zu ... und Tod sei angekündigt ... wenn jemand prahlt und Gott die Ehre nimmt, die einzig sein ist ... Man singe das Non nobis und das Te deum.«

#### V

Was Verdienst sei und was ein Orden sei, über diese Fragen gibt es im Mittelalter eine fast unüberschaubare Literatur. Aber sie hat meist nicht zum Gegenstand, was wir heute gemeinhin und in erster Linie unter Verdienst, unter *meritum*, und unter Orden, unter *ordo*, verstehen.

Zum Verdienst. Die Merkwürdigkeit beginnt mit dem Befund, daß das Wort *meritum* in der Bibel nicht vorkommt. Des Begriffs *meritum* in einem nichtmateriellen Sinne, nicht in der Bedeutung irdischer Belohnung, nahm sich die Scholastik mit einer eigenen Verdienstlehre an. Die vorher lässig behandelte Frage, wie man sich sein Seelenheil »verdienen« könne, gewann in der Kirchenreform des 11. und 12. Jahrhunderts drängende Aktualität. Zum großen Lehrmeister in der Frage des »Verdienstes« wurde der Pariser Magister und spätere Bischof Petrus Lombardus (ca. 1095–1160), dessen Sentenzen zum festen Unterrichtsgut der scholastischen Theologie aufstiegen, für das man an den Universitäten eigene Lehrstühle einrichtete. Kernsatz der Lehre des Lombarden war das Bekenntnis, daß es kein Verdienst ohne freien Willen gebe, daß aber der freie Wille eine von Gott gespendete Gnade sei. Gott belohne die guten Werke in uns, die als unsere Verdienste aus der Gnade erwachsen. Gott also schafft Voraussetzungen für Verdienste und ist zugleich deren Richter.

Wenn auch die Anrechnung der Verdienste in das Urteil Gottes gestellt wurde, so umschrieb man doch erwartungsvoll die Beschaffenheit der Verdienste, von denen man annahm, daß sie vor Gott Berücksichtigung fänden. Man unterscheidet Würdigkeits- und Billigkeitsverdienste, *merita de condigno* und *merita de congruo*. »Die ersten [*merita de condigno*] sind solche, welche vor der Gerechtigkeit Gottes bestehen können [deren also der Mensch sicher sein kann], die letzten [*merita de congruo*] solche, welche Gott in seiner Barmherzigkeit nicht übersehen will [deren Anrechnung man erhoffen darf]« (Michael Schmaus). Verdienste führen zur Selbstheiligung, aber der wahre Heilige ist nicht nur für sich auf der Stufe der Vollendung; seine Verdienste gehen über eine auf der Gnade Gottes beruhende Heiligung seiner selbst hinaus. Er ist zugleich Fürbitter bei Gott, ein *intercessor ad Deum*. Man baut fest auf die Kraft der Heiligen, »durch deren Verdienste ich meine Vergehen auslöse« (*quorum meritis mea crimina solvi*), um es mit dem karolingischen Dichter und Theologen Walahfried Strabo (gest. 849) auszudrücken. Heilige können ein wunderwirkendes Verdienstsubstrat auf Erden zurück-

lassen, und so ist es einleuchtend, wenn ihre irdischen Überreste mit »merita«, als »Verdienste«, bezeichnet werden. Wenn man ein Reliquiar von einem Ort zum anderen schaffte, sprach man von einer Transferierung der »sanctorum merita«, der »Verdienste der Heiligen«. In der Liturgie des Missale Romanum heißen die gegenständlichen Heiligenreliquien »merita«; sie sind sozusagen Verdienstarsenale, von denen durch Gnadenfürgung Wunderkraft ausgehen kann. Für diese Art Verdienste, die den Himmel im Auge haben, passen keine dem menschlichen Auge sichtbaren Auszeichnungen.

## VI

Orden – *Ordo* war das andere Stichwort, das im Mittelalter in vielfältiger Bedeutung kursierte. In unserem Zusammenhang interessiert »Ordo« in seiner Bedeutung als lebensgestaltender Rahmen, in den sich z. B. Mönchsgemeinschaften oder Bruderschaften stellen. Zu den gängigen Orden traten im Zeitalter der Kreuzzüge, als sich der Gedanke der Pilgerschaft mit dem des »gerechten Krieges« verband, mönchisch-ritterliche Verbände, die sich zunächst dem Schutz der Pilger, der Kranken- und der Armenpflege im Heiligen Land widmeten, bis sie ihre Hauptaufgabe im bewaffneten Kampf gegen die Ungläubigen und in der militärischen Verteidigung des christlichen Glaubens sahen.

Es waren hohe Herren, die bei den Johannitern, Templern oder im Deutschen Ritterorden ihr Gelübde leisteten, und sie legten Wert darauf, unter ihresgleichen zu sein. Die anfangs locker gehandhabte »Ahnprobe« wurde im Spätmittelalter ausgebaut. Manche Orden oder Ordenszweige verlangten die Sechzehnerprobe, d. h. bis zu den Ururgroßeltern mußten sämtliche Vorfahren, männliche wie weibliche, der geforderten aristokratischen Schicht entstammen. Bei aller religiösen Verbrämung waren diese Orden exklusive Standesgemeinschaften; sie trugen ihren Habit, Zeichen zugleich des Stolzes und der Demut, und schmückten ihn mit christlichen Symbolen: einem aufgestickten Kreuz etwa, achtstrahlig wie die Johanniter, die

späteren Malteser, oder in Form von gekreuzten Balken, die sich auf das Ende zu verbreitern, wie der Deutsche Ritterorden. Zur Aufnahme in den Orden waren Verdienste nicht nötig; der aristokratische Stand entschied. Erst nach der Aufnahme wurden Verdienste erwartet.

In enger Anlehnung an die geistlichen Ritterorden entstanden die weltlichen Hof- und Ritterorden, kamen doch die Mitglieder beider, der geistlichen wie der profanen Orden, aus denselben Ständen und aus denselben Familien.

## VII

Berühmt ist der noch heute bestehende englische Hosenbandorden. »Hony soyt qui mal y pense«, soll König Edward III. irgendeines Tages um das Jahr 1345 einigen spöttelnden Rittern gesagt haben, als er das liegen gebliebene Strumpfband einer Hofdame aufhob; bald würden sie es sich zur höchsten Ehre anrechnen, ein solches Strumpfband, *a garter*, tragen zu dürfen. So will es die Legende, eine von vielen, die allerdings erst 1540 auftaucht, fast 200 Jahre nach der Stiftung des Hosenbandordens. Als terminus post quem des Entstehens gilt die Schlacht bei Crécy (nördlich der Somme) 1346, als das englische Heer das fünffach überlegene französische schlug. Den Kern der Heere bildeten die Ritter, Träger erlauchter Namen auf beiden Seiten, aber es gilt festzuhalten: nicht sie haben die Schlacht entschieden, sondern die englischen Langbogenschützen, kräftige Milizionäre, Bauern meist, die in der Lage waren, den mannsgroßen, mit dem unteren Ende in den Boden gestemmtten Bogen aus Eibenholz zu spannen und die Pfeile fast 200 m weit zielsicher zu schießen, fünf bis sechs in einer Minute. Im Pfeilhagel dieser Bogenschützen brach Angriff auf Angriff des stolzen französischen Ritterheeres zusammen. In der Schlacht bei Crécy ging es um den englischen Besitz auf dem Festland, und es ist vermutet worden, daß sich die Farben des Hosenbandes – Gold auf Blau entsprechend der französischen goldenen Lilie auf blauem Grund – sowie die De-

vise »Honi soit qui mal y pense« auf diesen Anspruch des englischen Königshauses bezöge, und in der Tat scheinen sich unter den Gründungsrittern, die im April 1350 zum ersten Mal zusammenkamen, hauptsächlich Teilnehmer der Schlacht bei Crécy befunden zu haben.

Dennoch sollte man den militärischen Aspekt nicht zu stark hervorheben. Rittersein war eine Lebensweise, hauptsächlich bestimmt von der blutsmäßigen Abkunft und vom Verhaltenscodex, denn als Kämpfer hatte der Ritter weitgehend ausgedient. Als die Fernwaffen aufkamen, versuchte man krampfhaft, den ritualisierten ritterlichen Kampf Mann gegen Mann zu erhalten. Sogar die Kirche verbot auf mehreren Konzilien den Gebrauch der als heimtückisch geltenden Pfeil und Bogen, aber der allmähliche Untergang des Ritters als eines wirkungsvollen Kriegers war nicht aufzuhalten, zumal sich der Gegner immer weniger an Verhaltensregeln hielt. Die großen Bürger- und Bauernheere der Schweizer scherten sich nicht um Ritterehre und Rittersitte, als sie 1315 bei Morgarten und 1476 bei Murten auf das habsburgische und auf das burgundische Ritterheer trafen, die sie aus dem Sattel warfen und förmlich abschlachteten.

Daß unmittelbar nach der Schlacht bei Crécy der englische König einen höfischen Ritterorden gründete, kann nicht allein vom militärischen Wert der Ritter und auch nicht von deren Rolle während der Schlacht begriffen werden. Edward III. hatte, so weiß man, die Absicht, dem legendären König Artus nachzueifern und eine Tafelrunde von 300 Rittern einzurichten. In reduzierter Form knüpft »The Order of the Garter«, der Hosenbandorden, an diese lebensgestaltende Sagenwelt an. Souverän des Ordens – ein anderer König Artus – ist in Personalunion der König von England, zu dem sich 25 Ritter (*companions*) gesellen; der geistliche Charakter wird nicht nur dadurch deutlich, daß der Orden den Ritterheiligen Georg zu seinem Patron erkor: den Rittern sind in gleicher Zahl – 26 – Weltgeistliche beigegeben, zu denen noch 26 »Veteranenritter« hinzutreten, jene sprichwörtlichen »armen Ritter«, die aus karitativen Gründen zur Tafel geladen wurden und an die das kümmerliche, gleichsam aus Tafelresten bestehende Semmelgericht erinnert.

## VIII

In Nachbarschaft und teilweise auch im Gefolge des als vorbildhaft angesehenen »Order of the Garter« sind an europäischen Fürstenhöfen weitere Hof- und Rittergesellschaften mit einer streng begrenzten Zahl von Mitgliedern ins Leben gerufen worden, und nicht wenige nahmen ihr Ordensblem aus Sage und Legende. 1430 gründete Herzog Philipp der Gute von Burgund im Rückgriff auf die Argonautensage den Orden vom Goldenen Vlies, nachdem er kurz vorher das englische Angebot, Hosenbandritter zu werden, ausgeschlagen hatte, und hier deutete sich eine Exklusivität an, die von einer ganzen Reihe dieser höfischen Ritterorden geübt wurde. Nicht nur Rang und Stand waren gefordert: die Zugehörigkeit zu einem Orden schloß die Mitgliedschaft in einem anderen aus. Fast clubartig verteilte sich die europäische Hocharistokratie auf die verschiedenen Ordenszirkel. Wie sehr auch immer höfische Ritterorden geschätzt wurden – und der Orden vom Goldenen Vlies gehörte zu den angesehensten –, so war häufig mit der aus Sagen- und Balladenwelt sich ableitenden Staffage so etwas wie Spiel dabei. Gerade im Falle Burgunds, wo Hoffeste und Etikette mit kaum überbietbarem Raffinement dargeboten wurden, scheint eine gewisse ironische Distanz zum eigenen Tun bestanden zu haben, und Johan Huizinga, bester Kenner und scharfsichtiger Analytiker des spätmittelalterlichen burgundischen Lebensgefühls, fand, daß hier »die müde Aristokratie ihr eigenes Ideal belacht«.

Wie immer: wer das Hosenband, das Goldene Vlies, den Elefanten, das Einhorn, den Greif oder ähnliche Embleme als Dekoration trug, angetan war mit besonderer Kleidung und Kopfbedeckung, an der Seite häufig einen Zierdegen, gab sich als Mitglied einer jener exklusiven höfischen Ritterorden zu erkennen. Verdienstorden, selbstverständlich immer noch ständisch gebunden, kamen erst Ende des 17. Jahrhunderts auf. Preußen kannte den »Ordre de la générosité«, das sogenannte »Gnadenkreuz«, weil man – damaligem Sprachgebrauch nach – mit ihm »begnadet« wurde. Der knapp zehnjährige Markgraf Friedrich, der spätere erste preußische König, hatte den

Orden 1667 eingerichtet, und das noch erhaltene Gründungsprotokoll nimmt sich ein wenig wie ein Kinderscherz aus. Es besteht nur aus vier belanglosen Paragraphen und endet mit dem Satz: »Weil die Zeit nicht hat leiden wollen, ein mehreres zu schließen, ist solches bis auf Gelegenheit aufgeschoben worden.« Von Beginn an stand der Orden in keinem hohen Ansehen, und seine Verwendung tat der Reputation weiteren Abbruch. Friedrich Wilhelm I. (1713–1740), der Soldatenkönig, verteilte den Orden de la générosité – das »Gnadenkreuz« – als Fangprämie für die Einwerbung seiner »Langen Kerls«. Werber nahmen offenbar in ihrem Gepäck einen Vorrat solcher Gnadenkreuze mit. Ein Leutnant von Laxdehnen, der 1733 auf Soldatenfang nach dem Balkan zog, notierte als Ausstattung außer Pokalen, Flinten und Pistolen auch drei Gnadenkreuze.

## IX

Der preußische Verdienstorden »Pour le mérite«, der auf die Initiative König Friedrich II. zurückgeht, bedeutet in mehrfacher Hinsicht eine neue Stufe in der europäischen Ordensgeschichte. Am 31. Mai 1740 trat Friedrich die Regierung an, am 7. Juni gab er Anweisung, ein passendes Kleinod zu entwerfen, am 16. Dezember 1740 marschierte er in Schlesien ein und verwendete den Orden, von dem er selbst sagte, er vergebe ihn »in Friedenszeiten nicht gern«, um militärische Leistungen zu belohnen. Der Orden de la générosité, in dessen Nachfolge, auch dem Aussehen nach, der Pour le mérite stand, blieb als Auszeichnung für Ausländer zunächst weiter erhalten, doch wurde seine Verleihung immer seltener und 1791 eingestellt.

Vom Orden Pour le mérite, der Offizieren vorbehalten war, existieren keine Gründungsstatuten, und die Prinzipien seiner Verleihung sind nirgendwo festgelegt. Wer den Orden erhielt, bestimmte der König. Verdienst ist hier stets eine auf den König bezogene und von ihm eingeschätzte Leistung. In nicht wenigen Briefen, die mit Ordensverleihungen einhergingen, bekundete Friedrich seine Dank-

barkeit für den ihm persönlich erwiesenen Dienst. Mit dem Orden war so gut wie immer ein Geldgeschenk verbunden. Der *Pour le mérite*, dessen materieller Wert bei 20 Talern lag, brachte im Durchschnitt 100, in Ausnahmefällen 1000 Friedrichs d'or; der Betrag lag ganz im Ermessen des Königs.

Daß eine Verdienstbelohnung finanzielle, materielle Vorteile bringen sollte, war damals feste Überzeugung. Der preußische Heeresreformer Scharnhorst, ein bekannt sparsamer Mann, hat bei den Beratungen um eine preußische Ordensreform 1809/1810 folgendes Votum abgegeben: Ein Orden werde sich nur dann die Achtung erhalten, »wenn mit ihm Einkünfte verbunden sind, weil er nur in diesem Fall nicht häufig ausgegeben wird ... Man dotiere die höheren Orden auf eine bestimmte Anzahl, gebe den niedern ein geringes Einkommen.« Einen mit dem Orden verbundenen Ehrensold hat es für verschiedene Auszeichnungen bis in die Zeit der Bundesrepublik hinein gegeben und gibt es teilweise heute noch. Erst die Verdienstorden der jüngsten Zeit sind generell undotiert, entsprechen also Schopenhauers Idee von der Nützlichkeit eines Ordens, der dem Staate Einsparungen brächte.

Friedrich II. hat während seiner 46jährigen Regierungszeit den Orden *Pour le mérite* mehr als 900 Mal verliehen, doch ist die Verteilung nach Jahren und Ereignissen auffallend ungleichmäßig. Man hat für den Siebenjährigen Krieg 322 Verleihungen ausgezählt, davon allein 54 für das nicht kriegsentscheidende Treffen von Lobositz in Nordböhmen am 1. Oktober 1756, und der ereignisarme Bayerische Erbfolgekrieg, der sogenannte Kartoffelkrieg von 1778, hat den König bewogen, 82 Offiziere mit dem Orden auszuzeichnen. Die Entscheidungen des Königs waren zuweilen höchst subjektiv. Bei der blutigen Schlacht von Kunersdorf im August 1759, die den König, der durch einen unsinnigen Befehl den fast schon errungenen Sieg in eine Niederlage verwandelte, 18 000 Mann kostete, ein Drittel seiner Armee, hat kein einziger Soldat eine Auszeichnung erhalten, nicht einmal jener Rittmeister von Prittwitz, der ihn vor der drohenden russischen Gefangennahme gerettet hatte: Kunersdorf war eben eine Niederlage, die man ihm, dem König, zugefügt hatte

und die von seinen Truppen nicht abgewendet worden war. Die Verweigerung ehrender Auszeichnungen und Dotationen war offenbar als Strafe gedacht. Ausdrücklich bestimmte der König in seinem »Militärischen Testament«, daß Invaliden von Regimentern, die sich seiner Meinung nach schlecht geschlagen hätten, »von den für die übrigen vorgesehenen Wohltaten und Unterstützungen ausgeschlossen bleiben« sollten: »Strafen und Belohnungen müssen den geleisteten Diensten entsprechen.«

Die Kriegsklasse des Ordens *Pour le mérite* bestand bis zum Ende der preußischen Monarchie, die letzte Verleihung wurde im nachhinein 1920 ausgesprochen. Sein Ansehen machte verschiedene Schwankungen durch, zumal großzügige Verteilungspraktiken zu manchen Zeiten dem Orden den Wert der Seltenheit nahmen. Friedrich Wilhelm III. (1797–1840), der König der Befreiungskriege, hat den Orden *Pour le mérite* rund zweieinhalbtausendmal vergeben, davon fünfzehnhundertmal an Ausländer. Im Ersten Weltkrieg wurde präzise Buch geführt; die Zahl der Verleihungen betrug 687; der einzige heute noch lebende Ritter des Ordens ist Ernst Jün-ger (\* 1895).

## X

Daß Tapferkeit und Verdienst unterhalb des Offiziers undekoriert blieben, wurde auf das Ende des 18. Jahrhunderts zu, als der Ruf nach Gleichheit laut wurde, immer stärker als Mangel empfunden. Preußen machte sich 1795 daran, eine entsprechende Tapferkeitsmedaille zu stiften: das bis 1918 bestehende Goldene Militär-Verdienst-Kreuz, den sogenannten »*Pour le mérite des deutschen Unteroffiziers*«. Friedrich Wilhelm II. ließ verlauten, er wolle »muthige Handlungen und wahres Ehrgefühl der Untergebenen so ... belohnen, wie es ihren vergleichsweise besseren Eigenschaften und ihrem Stande als Krieger am angemessensten sei«. Welcher Unterschied zwischen einem solchen Satz, der die Standesgrenze betont und der den Untergebenen fast widerstrebend »vergleichsweise bes-

sere Eigenschaften« zubilligt, und der Sprache der französischen Ehrenlegion: »*L'armée c'est la nation.*« Napoleon hatte sie 1802 aufzubauen begonnen und von ihr verkündet, sie hebe auf denselben Rang »den Fürsten, den Marschall und den Tambour« (*Cette institution met sur le même rang le prince, le maréchal et le tambour*).

Der Orden wird hier zum nationalen Verdienstzeichen, dessen Träger vom Mitbürger Respekt erwarten darf. Bismarck machte in Paris die Beobachtung, »daß unverständige Gewalttaten gegen Menschenmassen plötzlich stockten, weil sie auf »un monsieur décoré« stießen«; man müsse dort »auf der Straße irgendein Band am Rock zeigen, wenn man polizeilich und bürgerlich mit der wünschenswerten Höflichkeit behandelt werden will«. Hier gilt Schopenhauers Zuruf: »Der Mann ist nicht euresgleichen: er hat Verdienste.«

Als der preußische König 1813 »sein Volk« zum Befreiungskampf gegen Napoleon aufrief, wäre ein Klassenorden alter Art unpassend gewesen: Das »Eiserne Kreuz« wurde gestiftet, mit dem jeder Kämpfer ausgezeichnet werden konnte. Obwohl in der Erscheinungsform an das Kreuz des Deutschen Ritterordens anknüpfend, wird seinem Träger nicht die Bezeichnung »Ritter« zuteil, und mit der Verleihung war nicht, wie bei manchen anderen Orden, eine Erhebung in den Adelsstand verbunden.

## XI

»Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden, König von Preußen etc. Thun kund und fügen hiermit zu wissen, daß wir dem Orden Friedrichs des Großen: pour le mérite, welcher seit langer Zeit nur für das im Kampfe gegen den Feind errungene Verdienst verliehen worden ist, eine Friedens-Klasse für die Verdienste um die Wissenschaften und Künste hinzufügen wollen«, so beginnt die Stiftungsurkunde Friedrich Wilhelms IV. vom 31. 5. 1842 für unseren Orden. Man hat lange Zeit angenommen, daß Alexander von Humboldt derjenige gewesen sei, der dem erst kurze Zeit — seit Juni 1840 — regierenden König die Einrichtung eines Zivilordens für Kunst und

Wissenschaft nahegebracht habe, aber in den jetzt wieder voll zugänglichen Akten und aus indirekten Quellen läßt sich die Initiative Humboldts nicht belegen, und es deutet sich die Wahrscheinlichkeit an, daß die Schaffung des Friedens-Pour le mérite auf den persönlichen Wunsch des Königs zurückgeht, auch wenn die Realisierung fast ganz in den Händen Humboldts, des ersten Ordenskanzlers, lag. Auf vielen Feldern empfand sich der König als Wahrer und Fortsetzer friderizianischer Pläne und Traditionen.

Auch das Kleinod des neuen Ordens mit dem viermal wiederholten, doppelten gekrönten F betont ebenso die Anknüpfung an Friedrich II. wie der ursprüngliche Plan, die Zahl der Mitglieder, entsprechend den Regierungsjahren Friedrichs des Großen, auf 46 festzulegen, was Humboldt dem König unmittelbar vor dem Gründungsdatum, als bereits Namen feststanden, ausredete: »Viele Stühle wurden umgekippt«, notierte Humboldt, »Hinc illae lacrimae«.

## XII

Das Gründungsdiplom gibt vor, etwas einzurichten, was »ganz der ursprünglichen Absicht des erhabenen Stifters des Ordens entspricht«. Zwar hatte Friedrich II. den Pour le mérite fast ausschließlich als Militärorden eingesetzt, aber zu Beginn seiner Regierungszeit war die Auszeichnung tatsächlich einige Male in der Art eines Hofordens an Zivilpersonen gegangen: an Maupertuis (1698–1759), an Francesco Graf Algarotti (1712–1764), vor allem an Voltaire (1694–1778), der im September 1750 ein besonders kostbares, mit Brillianten besetztes Kleinod erhielt, verbunden mit einem in Versen verfaßten Brief und der Aussetzung einer Jahresrente von 6000 Talern. Aber das undankbare Benehmen Voltaires ließ den König den Orden zurückfordern.

Es mag sein, daß Friedrich II. den Geschmack verlor, den Orden an Zivilpersonen zu erteilen, nachdem die Geistesgröße, an deren Urteil und auch Wertschätzung ihm besonders lag, sich ihm gegenüber, auf den der Orden bezogen war, so schnöde benommen hatte.

Friedrich Wilhelm IV. und Alexander von Humboldt bewiesen eine glücklichere Hand. Sie hatten das schwierige Problem zu lösen, daß eine Doppel- oder Mehrfachmitgliedschaft in Ordenskollegien der überkommenen Idee widersprach, daß die Zugehörigkeit eine Art Obödienzerklärung gegenüber dem Ordenssouverän einschließe, die nicht in Konkurrenz zu anderen stehen dürfe: das Goldene Vlies nicht gegen den *Pour le mérite*. Diese Bindung an ein einziges Ordensgremium versuchten Friedrich Wilhelm IV. und Humboldt wiederholt zu durchstoßen, und es wurde an den Brauch der Akademien erinnert, die dieses zulassen, wie denn die Preußische Akademie ab 1846 um Vorschläge für die Zuwahl neuer ausländischer Ordensmitglieder angegangen wurde.

Aber nicht nur Statuten von Ordensgemeinschaften konnten die Mitgliedschaft in anderen Orden verbieten: es gab Landesgesetze, die nicht gestatteten, andere Orden als die des eigenen Souverän anzunehmen. Speziell die englischen »Illustrationen«, um den zeitgenössischen Ausdruck zu gebrauchen, hatten diese in den Gesetzen liegende Schwierigkeit, aber der König und Humboldt konnten sich rühmen, daß sie bei fünf Anfragen keine Absage erhielten. Humboldt amüsierte sich über die, wie er es nannte, »kindliche Eitelkeit«, daß zwei der in den Orden Aufgenommenen – einer war der berühmte Michael Faraday – extra legem zu ihrem Namen in der Liste der Royal Society sogleich hinzusetzten: *Ordinis Borussici »Pour le mérite« Eques*. Der König und der Ordenskanzler legten größten Wert darauf, daß das Kleinod von dem Bedachten angenommen wurde und sein Name in der Liste der Ordensritter stand, auch wenn die Dekoration nie öffentlich getragen wurde.

Nationale, ebenso wie republikanische Gesinnung, duldet keine Störung staatsbürgerlicher Gleichheit durch auswärtige Orden. Die nicht angenommene Reichsverfassung von 1849 verkündete unter den »Grundrechten des deutschen Volkes«: »Kein Staatsangehöriger darf von einem auswärtigen Staate einen Orden annehmen.« Die Hansestädte schränkten die Annahmemöglichkeit für ihre Bürger ein, doch kann von einem generellen Verbot nicht die Rede sein. Die Überzeugung, daß eine Republik ohne Orden auskommen sollte, blieb stark. Die Weimarer Verfassung untersagte schließlich 1919 in ihrem Artikel 109 dem Staate, Orden und Ehrenzeichen, auch Verdienstorden, zu verleihen. Der Orden *Pour le mérite* verlor zudem mit dem Ende des preußischen Königtums seinen Protektor, und die Friedensklasse hätte – ebenso wie es mit der Kriegsklasse geschah – zu existieren aufhören können.

Es war nicht zuletzt dem Geschick des damaligen Ordenskanzlers, des Theologen Adolf von Harnack, zu verdanken, daß schließlich nach mehreren Jahren der Unentschiedenheit die preußische Staatsregierung 1924 den Orden als »Freie Vereinigung der Ritter des Ordens *Pour le mérite*« zuließ. Als solche überstand er auch die ihm abgeneigte Zeit des Nationalsozialismus, der 1934 Orden und Ehrenzeichen wiedereinführte, eine Regelung für den Orden *Pour le mérite* jedoch ausdrücklich aufschob; ein 1939, unmittelbar vor Beginn des Zweiten Weltkriegs, vorbereiteter Auflösungsbeschluß wurde nicht mehr ratifiziert; man hatte andere Sorgen.

An die letzten, den Orden wieder ins Leben zurückführenden Daten sei kurz erinnert. Theodor Heuss, der wider den Zeitgeist 1942 unter einer Namenssigle einen Zeitungsartikel über die Gründung des Ordens hundert Jahre zuvor mit dem Titel »Ein Areopag des Geistes« publiziert hatte, betrieb als Bundespräsident die Wiedererweckung. Der Stiftungstag – der 31. Mai – des Jahres 1952 war das offizielle Datum des Neubeginns, 1954 bat der Orden den Bundespräsidenten, das Protektorat zu übernehmen, die Rolle also, die der preußische König bis zum Ende der Monarchie innehatte.

Die Satzung des Ordens hat seit 1842 selbstverständlich mancherlei, hauptsächlich verfassungsbedingte, Veränderungen durchgemacht, doch blieb der entscheidende Eingangsparagraph, wer in den Orden berufen werden solle, nahezu wortgleich: ein Mitglied des Ordens müsse sich »durch weit verbreitete Anerkennung (seiner) Verdienste« einen »ausgezeichneten Namen« in der Wissenschaft oder in der Kunst »erworben haben«. In den Statuten von 1842 schließt ein ominöser Satz an, der heute fehlt: »Die theologische Wissenschaft ist, ihrem Geiste gemäß, hiervon ausgeschlossen.« Schon die Zeitgenossen fragten nach dem »Warum?« (so Varnhagen von Ense in seinem Tagebuch), und in der letzten Darstellung der Geschichte des Ordens wird die Begründung, daß der Geist seiner Wissenschaft den Theologen von der Wahl ausschliesse, »merkwürdig« genannt. Es ist nicht ohne Ironie, daß ausgerechnet der erste, 1902 in die Friedensklasse des *Pour le mérite* gewählte Theologe Adolf von Harnack den Orden über das Ende der Monarchie und das Ordensverbot hinaus in die Zukunft gerettet hat.

Was aber mag, so fragt man sich, der Sinn jener »merkwürdigen«, die Theologie ausklammernden Klausel gewesen sein, und auf wen geht sie zurück? Die Verhandlungen und Überlegungen um die Gründung eines zivilen Verdienstordens *Pour le mérite* sind offenbar hauptsächlich mündlich geführt worden, so daß sich nichts in den Akten findet. Von Humboldt stammt immerhin die Bemerkung, der König selbst habe »aus Liebe zu Friedrich dem Großen, dem die Theologie eine Mythe war, die Theologie ausgeschlossen«. Dies kann nur eine Teilbegründung sein, denn schließlich wird das Beiseitelassen der Theologie nicht mit der Einstellung Friedrichs des Großen, sondern mit einer inhaltlichen Begründung gerechtfertigt: gemäß ihrem »Geiste« sei sie auszuschließen.

Friedrich Wilhelm IV. war ein tieffrommer Mann, der sein Handeln und sein Herrschertum ganz aus der Gnade Gottes ableitete. Schon der achtzehnjährige Konfirmand beteuerte in einem von ihm selbst verfaßten schriftlichen Bekenntnis, er wolle sich »vor dem thörich-

ten Hochmuth hüten«, als wäre er etwas und vermöge etwas ohne Gott. Die religiös gestimmte Thronrede vor dem Vereinigten Landtag von 1847 streift für unseren Geschmack die Bigotterie, und nicht nur für unseren Geschmack: Eine Karikatur zeigt den seine Rede auswendig vortragenden, vor dem Thronessel stehenden König mit einem nach oben weisenden Zeigefinger und mit himmelwärts gewendeten Augen; Leopold Ranke fühlte sich bei ihrem Wortlaut an die »Psalmen König Davids« erinnert. Der König beschäftigte sich mit Kirchen- und Theologiegeschichte, las immer wieder die Bibel, vornehmlich das Neue Testament, vertiefte sich in die Schriften der Kirchenväter und war ergriffen von den Konfessionen Augustins. Theologie war für ihn, der von sich sagte, er wünsche sich manchmal, »ein Prediger des Evangeliums zu sein«, kein wissenschaftliches Fach, in dem ein Erkenntnisfortschritt erreichbar war und mit dem irdische Verdienste verbunden sein konnten; was hier Erfolg ist, liegt in der Gnade Gottes.

Ein seltsamer Widerspruch wird sichtbar: der Stifter der Friedensklasse des Ordens *Pour le mérite* gedenkt wohl der Verdienste in Wissenschaft und Kunst, ist aber zugleich offenkundig berührt von der Verdienst- und Gnadenlehre, wie sie sich aus der christlichen Verkündigung ergibt und wie sie die Theologie seit den Kirchenvätern und dem Mittelalter auf vielfache Weise entwickelt hat.

Unser Gang durch die Geschichte sei an diesem Punkte beendet, wo sich der Blick auf Gedanken und Überzeugungen richtet, die in ein religiöses Umfeld gehören und sich unserem Verständnis nicht ohne weiteres erschließen. Verdienste sollen mit der Wahl in den Orden belohnt und sichtbar gemacht werden – so will es scheinbar ohne Hintersinn der erste Paragraph des Gründungsdekrets von 1842, analog etwa zum österreichischen Ehrenzeichen für Kunst und Wissenschaft, das direkt und unverstellt für »hervorragende Verdienste auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst« verliehen wird. Aber man sollte dem religiös gestimmten Friedrich Wilhelm IV. aufs Wort hören. Nicht um die Verdienste in einem absoluten Sinne geht es, als seien die hier gewogenen Verdienste ein unbezweifelbarer Wert; bei der Auswahl ist an diejenigen gedacht, »die sich durch

weit verbreitete Anerkennung ihrer Verdienste ... einen ausgezeichneten Namen erworben haben.« Nur die ephemere, irdische Resonanz gilt: es kann durchaus Verdienste geben, die kaum jemand wahrnimmt; allein die vordergründige, die zeitgenössische »weit verbreitete Anerkennung« der Verdienste bildet die Voraussetzung der Wahl und der Zugehörigkeit zum Orden, und fraglos gibt es manchen unter den 553 Rittern der Friedensklasse des Ordens Pour le mérite, dessen Namen man mit Verwunderung oder Hilflosigkeit liest, weil man mit ihm nichts mehr verbindet.

Nehmen wir die Botschaft Friedrich Wilhelms IV., des »zwar in seiner Politik keineswegs glücklichen, aber doch gebildetsten Monarchen, den die Hohenzollern in dem halben Jahrtausend ihrer Regierung hervorgebracht haben«, wie ihn Kurt Bittel, dessen wir soeben gedacht haben, genannt hat; nehmen wir seine Worte ernst, so zeigt sich eine demutsvolle Wertung von Verdiensten. Was heute »weit verbreitete Anerkennung« findet, kann morgen zweifelhaft erscheinen. Naturwissenschaftliche Erkenntnisse, die neue technische Möglichkeiten eröffnen, können als Fluch, nicht als »Verdienst« angesehen werden; geisteswissenschaftliche Modelle und Verständnisformeln sind in der Lage, zu Deformierungen der Gesellschaft zu führen, und Kunst, deren Erklärungssubstanz verlorengeht, verkümmert zur Sinnlosigkeit. Wer der Friedensklasse des Ordens Pour le mérite angehört hat oder angehört, hat mit seinem Tun lediglich den Beifall von Zeitgenossen gefunden. Ob er in einem zeitlich übergreifenden oder gar dauerhaften Sinne Verdienste erworben hat, ist nicht gesagt und läßt sich nicht sagen. Es läge so etwas wie Gnade darin – und ein Historiker, dessen Thema das Mittelalter ist, hat dafür ein eigenes Verständnis –, wenn das Verdienst von heute auch morgen noch als Verdienst geachtet werden könnte.

AUSHÄNDIGUNG DER ORDENSZEICHEN  
AN NEUE MITGLIEDER



Übergabe der Ordenszeichen durch den Ordenskanzler  
HELMUT COING an

GORDON A. CRAIG, JEAN-MARIE LEHN,  
ALBRECHT SCHÖNE

bei der öffentlichen Sitzung im Studio der Beethovenhalle  
in Bonn am 28. Mai 1991

GEORGE F. KENNAN sprach die Laudatio auf GORDON A. CRAIG:

Herr Bundespräsident,  
Herr Ordenskanzler,  
verehrte Damen und Herren!

Es ist für mich ein besonderes Privileg, bei dieser Gelegenheit einige Worte über einen Mann sagen zu dürfen, dessen wissenschaftliche, pädagogische und literarische Tätigkeit im Laufe von 50 Jahren hauptsächlich der modernen deutschen Geschichte gewidmet ist, und der mehr für das Verständnis dieser Geschichte unter meinen Landsleuten getan hat als alle amerikanischen Historiker – jedenfalls diejenigen, die nicht in Deutschland geboren und erzogen wurden.

Gordon Alexander Craig, im Jahre 1913 in Schottland geboren, kam im Alter von 12 Jahren zusammen mit seinen Eltern in die Vereinigten Staaten. Nach Absolvierung der Mittelschule studierte er die gewöhnlichen vier Jahre, also »undergraduate« an der Universität

Princeton. Nach zwei weiteren Studienjahren in Oxford, als sogenannter »Rhodes scholar«, kehrte er nach Princeton zurück, wo er im Jahre 1941 promovierte und gleich eine Anstellung also Assistenz-Professor erhielt. Mit Princeton blieb er weitere 20 Jahre verbunden. Im Jahre 1961 übernahm er einen Lehrstuhl an der Universität Stanford in Kalifornien, als Professor der humanistischen Wissenschaften, eine Professur, die er, obwohl jetzt emeritiert, immer noch innehat. Dazu wäre noch zu erwähnen, daß er seit 1962 auch an der Freien Universität Berlin eine Professur bekleidet, die, obwohl er nie in Berlin seßhaft gewesen ist, vielfach sein Interesse und seine Bemühungen engagiert hat.

Soweit die groben Umrissse der formellen akademischen Karriere Craigs. Bevor ich aber zu seiner Arbeit als Historiker übergehe, sollte ich vielleicht daran erinnern, daß er im Laufe dieser ganzen Karriere nie aufgehört hat, seinen Pflichten als Pädagoge intensiv nachzugehen. Wie es bei allen fleißigen und talentierten Pädagogen der Fall ist, wird es nie möglich sein, die Ergebnisse dieser Tätigkeit zu ermessen. Begnügen wir uns mit der Anerkennung, daß von dieser Seite von Craigs Wirken, die abgesehen von den vielen Vorträgen auch das Verfassen eines enormen Lehrbuchs über die moderne Geschichte Europas einschloß, tausende von Studenten bereichert worden sind.

Jetzt aber zu Craigs Arbeit als Historiker. Der Beginn dieser Arbeit ließ nach seiner Promotion im Jahr 1941 nicht lange auf sich warten. Im nächsten Jahr wurde er zusammen mit unserem vor kurzem verstorbenen Ordensmitglied Felix Gilbert von einem der Professoren des Princeton *Instituts for Advanced Study* eingeladen, mit ihm an der Vorbereitung und Herausgabe eines Sammelbandes von Aufsätzen über die großen strategischen Denker der modernen Zeit zu arbeiten. Nicht nur hat Craig diese Einladung angenommen, er hat zu dem Buch selber einen glänzenden Aufsatz über Hans Delbrück beigesteuert, und dazu noch einen weiteren über Jomini, mit Gilbert zusammen geschrieben. Das Buch, nebenbei gesagt, blieb lange das klassische Werk auf diesem Gebiet, und ist erst vor kurzem in einer erweiterten Ausgabe erschienen.

Diese und andere Beiträge zur historischen Literatur der neuen Zeit wiesen Craig in den ersten Jahren nach seiner Promotion als talentierten und vielversprechenden jungen Gelehrten aus. Dieser Ruf und die damit verbundenen Erwartungen fanden Bestätigung durch das Erscheinen, im Jahre 1955, seines ersten größeren historischen Werkes, *The Politics of the German Army*. Es handelte sich hier um eine gründliche Untersuchung und Analyse des Verhältnisses zwischen der Armee und der Zivilgewalt in Deutschland über drei Jahrhunderte, von der Zeit des großen Kurfürsten bis zum Zweiten Weltkrieg – eine Beschreibung also der ständig wechselnden Stellung der Armee zunächst im preußischen, dann später im gesamtdeutschen Staate, und der vielen Konflikte, zu denen diese nie vollkommen gelöste Frage führte.

Das zweite der größeren historischen Werke Craigs war eine im Jahre 1978 erschienene allgemeine Geschichte Deutschlands vom Anfang der Bismarckschen Periode in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs. Als Beschreibung der politischen, kulturellen und sozialen Entwicklungen im Leben des deutschen Volkes während dieser so schicksalhaften und verhängnisvollen Jahrzehnte ist das Buch, wenigstens in der englischsprachigen Literatur, eine einzigartige Erscheinung; und ich wüßte nicht, wo der amerikanische Leser, der einen Überblick über die Geschichte Deutschlands wie auch die Geschichte ganz Westeuropas in der betreffenden Zeitspanne gewinnen möchte, eine bessere Quelle finden könnte.

Das letzte von Craigs großen Werken, die ich erwähnen möchte, war das jetzt vor einem Jahrzehnt erschienene, in Deutschland sehr beachtete und vielbesprochene Buch, das in englischer wie in deutscher Sprache den einfachen Titel trug: *The Germans – Die Deutschen*. In diesem Buch hat es der nunmehr 78jährige Verfasser unternommen, das ganze Phänomen »Deutschland«, in seiner Vergangenheit sowie in seiner Gegenwart, zu betrachten. Es war nicht zu vermeiden, daß ein solches Buch, das notwendigerweise auch einige der traurigsten und peinlichsten Seiten der deutschen Vergangenheit wie auch des heutigen Lebens berühren mußte, bei der deut-

schen Leserschaft auf verschiedene und manchmal gegensätzliche Reaktionen stieß. Dazu wäre nur zu sagen, daß wenn irgend ein Amerikaner sich zu diesem Unternehmen erühen sollte, wir uns gratulieren können, daß es jemand war, der wie fast kein anderer die Erlebnisse, die Tragödien und die Errungenschaften des deutschen Volkes sich zu eigen gemacht hat.

Es ist mir nicht möglich, im Rahmen dieser Darstellung auf die vielen Ehrenämter einzugehen, die Craig bekleidet und die zahlreichen kleineren Dienste, die er der historischen Wissenschaft erwiesen hat. Von diesen letzten war seine dreijährige Präsidentschaft der großen American Historical Association nur ein besonders wichtiges Beispiel.

Meine verehrten Damen und Herren: was Sie eben gehört haben, war nur der Blick eines einzelnen Amerikaners auf das Schaffen und die Verdienste von Gordon Craig. Ich möchte schließen mit der Zitierung einer deutschen Äußerung zum selben Thema. Vor fast genau zehn Jahren wurde an Craig, als ersten Empfänger dieser Auszeichnung, im Festsaal des Rathauses zu Münster der Historikerpreis der Stadt Münster verliehen. Die einführende Rede bei dieser Gelegenheit wurde von Professor Dr. Gerhard A. Ritter gehalten. Im ersten Satz jener Laudatio hat Professor Ritter Craig begrüßt (und ich zitiere seine Worte) als »einen der profiliertesten Historiker unserer Gegenwart, einen der wirksamsten Vermittler zwischen amerikanischer und deutscher Geschichtswissenschaft und einen der ältesten und bewährtesten Freunde der Bundesrepublik«. Erlauben Sie mir, zum Schluß dieser Ausführungen, mich mit ganzem Herzen zu diesen schönen deutschen Worten zu gesellen.

Herr CRAIG dankt für seine Wahl in den Orden.

Es sei ihm eine große Ehre, in dieser Gesellschaft und vor diesem Publikum zu erscheinen.

Dies sei ein Tag, an den er sich lange erinnern werde.

HANS GEORG ZACHAU sprach die Laudatio auf JEAN-MARIE LEHN:

Lieber Herr Lehn,

es ist für mich eine Freude und Ehre, Sie im Orden Pour le mérite willkommen zu heißen. Mit Ihnen haben wir einen Kollegen gewonnen, der die große Tradition der Chemie in unserem Orden fortsetzt. Wie Sie wissen, liest sich die Liste der Chemiker im Orden wie ein kurzgefaßtes Kompendium der Chemiegeschichte von Liebig, Bunsen, Wöhler, Kekulé bis zu Willstätter, Wieland, Windaus und Karl Ziegler; aber nicht nur deutsche Chemiegeschichte: Schon im Jahr der Stiftung des Ordens, 1842, wurde der französische Chemiker Gay-Lussac hinzugewählt; es folgten Dumas, Berthelot und andere, in deren Fußstapfen Sie nun treten.

Jean-Marie Lehn wurde 1939 in Rosheim im Elsaß als Sohn eines Bäckers und Organisten geboren. Bevor ich etwas über seine Erfolge als Chemiker sage, möchte ich erwähnen, daß er die Familientradition fortsetzt und gut Orgel spielt. Ich kann das nach eigenem Zuhören sagen.

Herr Lehn hat in Straßburg studiert. Nach einer Postdoktorandenzeit bei Professor Woodward in Harvard kehrte er nach Straßburg zurück, wo er 1970 Professor wurde. Seit 1979 ist er parallel dazu Professor am College de France in Paris. 1987 erhielt er gemeinsam mit Pedersen und Cram den Nobelpreis für Chemie.

Lehn ist ein Meister der supramolekularen Chemie. Moleküle bestehen aus Atomen, die durch feste Bindungen – kovalente Bindungen, wie wir sagen – miteinander verknüpft sind. Was ist dann supramolekulare Chemie? Lehn selbst definiert sie als »Chemie jenseits des Moleküls«. Supramolekulare Chemie beschreibt organisierte Komplexe aus zwei oder mehr chemischen Einheiten, die durch nicht-kovalente Kräfte zusammengehalten werden, also durch Kräfte, die im allgemeinen schwächer sind als die der kovalenten Bindungen. Um noch einmal Lehn zu zitieren: »Was für Moleküle Atome und kovalente Bindungen sind, sind für Übermoleküle Moleküle und zwischenmolekulare Kräfte.«

Erste wichtige Arbeiten von Lehn betrafen die Kryptanden, ringförmige, im Raum definiert orientierte Verbindungen, die kleine Liganden wie die Alkalijonen Natrium oder Kalium einschließen. Dieser Einschluß erfolgt mit hoher Bindungskraft und Selektivität. Lehns Arbeiten haben ihn von den Käfigen für Metalljonen zu einer schier unermesslichen Fülle von wechselwirkenden, sich erkennenden, sich einschließenden Molekülkombinationen geführt. Daß diese Arbeiten zahlreiche technische Implikationen in der Katalyseforschung und anderen Zweigen der technischen Chemie haben, kann man sich vorstellen. Den Biochemiker und Molekularbiologen fasziniert an diesem von Lehn mitbegründeten Zweig der Chemie allerdings etwas anderes: Mit den Methoden der synthetischen organischen Chemie werden Modelle geschaffen für biologische Strukturen und Vorgänge. Rezeptoren in biologischen Membranen sind vielfach so komplex, daß die Wechselwirkungen mit den Liganden nicht bis ins atomare Detail hinein studiert werden können. Das gleiche gilt für manche Enzym-Substrat-Wechselwirkungen, für die Vorgänge in Membrankanälen, die Prozesse der Photosynthese und die Mechanismen der Selbstorganisation in definierten chemischen Systemen. Hier haben Lehns Modelle Wichtiges zum Verständnis beigetragen. Aber Lehn ist kein verkappter Biochemiker geworden. Mit dem Rüstzeug der theoretischen und physikalischen Chemie und extensiver Nutzung der Methoden der organischen Chemie schafft Lehn neue Molekülwelten, in denen photonische, elektronische und jonische Vorgänge ablaufen, die man in Biomolekülen nicht oder noch nicht kennt.

In über 300 wissenschaftlichen Arbeiten hat Lehn seine Ergebnisse niedergelegt. Er ist vielfach geehrt worden. Es gibt ein Bonmot in Frankreich: »Les decorations sont les hochets des vieillards«; Orden, Medaillen, Ehrendokorate, – das sind die Kinderklappern der Greise. Wenn an dem Spruch etwas Wahres ist, dann hat Jean-Marie Lehn bereits jetzt ein sehr gut ausgestattetes Spielzimmer, lange bevor er sich dem Greisenalter auch nur nähert.

Die Chemiker befinden sich heute oft in der Defensive. Und so möchte ich zum Schluß die Gelegenheit nutzen, die Chemie als Wis-

senschaft hochzuhalten. Heutzutage sind für viele Leute, vor allem in Deutschland, die Adjektive »chemisch« oder »synthetisch« schmutzige Wörter. Man assoziiert mit Chemie Schornsteine, Umweltverschmutzung und giftgrüne Lebensmittelfarbstoffe und nicht, was man auch tun sollte, die Fülle der chemisch synthetisierten Arzneimittel oder die Düngemittel, ohne die die Menschheit nicht existieren könnte. Ich will nicht etwa versuchen, diese Dinge gegeneinander aufzurechnen. Aber was ich betonen möchte, ist die zentrale Rolle der Chemie als Grundlagenwissenschaft. In dem Bemühen, die Natur zu verstehen, hat die Chemie einen enormen Erkenntniswert. Und Jean-Marie Lehn hat unsere Wissenschaft um die Kenntnis wichtiger Strukturen und Vorgänge bereichert.

Lieber Herr Lehn, wir heißen Sie im Orden Pour le mérite herzlich willkommen und wünschen Ihnen in Ihrer weiteren Arbeit viel Erfolg.

Herr LEHN dankte mit folgenden Worten:

Herr Bundespräsident, Herr Ordenskanzler,  
meine Damen und Herren,

meine Aufnahme in den Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste empfinde ich als eine sehr große Ehre und eine spezielle Freude. Die Liste der Mitglieder von Gründung bis heute ist besonders eindrucksvoll. Unter den berühmten Chemikern möchte ich nur Emil FISCHER zitieren, zu dessen Arbeiten unsere eigenen Beiträge enge Beziehungen haben.

Ich begrüße das Zusammenkommen, auf höchstem Niveau, hier in diesem Orden, von Naturwissenschaften, Geisteswissenschaften und Kunst. Die Naturwissenschaftler einerseits, die Geisteswissenschaftler und Künstler andererseits werden oft stark getrennt. Hier aber herrscht Einheit, Einheit der Wissenschaften und Künste, in einer Kultur verbunden.

Von Einheit auf einer anderen Ebene kann aber hier auch die Rede sein, Einheit für Europa. Das bedeutendste Ereignis am Ende dieses

Jahrhunderts, ist die Morgen-Dämmerung eines neuen Europas, eines größeren Europas, reich von seinen Ländern, seinen Kulturen und seinen Sprachen, wo, hoffentlich, Einheit unter Mannigfaltigkeit über egoistische Nationalismen, armselige Regionalismen und kleinliche lokale Interessen siegen wird.

Kultur ist Eins, die Zukunft Europas, ist es zu werden!

Ich möchte dazu Friedrich SCHILLER dichten und Ludwig van BEETHOVEN musizieren lassen:

»Freude schöner Götterfunken, ..

Deine Zauber binden wieder

Was die Mode (und die Geschichte!) streng geteilt.«

In diesem Sinne freut es mich ganz besonders, Mitglied dieses Ordens zu sein und darum zu streben, daß diese Zauber sich immer breiter und tiefer auswirken.

MANFRED EIGEN sprach die Laudatio auf ALBRECHT SCHÖNE:

Herr Bundespräsident,  
Herr Ordenskanzler,  
meine Damen und Herren!

Mir ist die Ehre zuteil geworden, Albrecht Schöne im Kreise unseres Ordens Pour le mérite willkommen zu heißen und Ihnen Person und Werk des Laureaten vorzustellen.

Was hätte der Physiker vom Philologen zu sagen? Wahrscheinlich nicht viel, wäre Physik nicht ein Teil der Philologie und wäre der Philologe lediglich ein »Freund des Wortes«. Φιλολογία sollte aber – wie schon die sprachliche Wurzel des Begriffes lehrt – mehr als bloß die »Liebe zum Wort« sein. Bisher habe ich nur in Konjunktiven geredet!

Lieber Herr Schöne!

Sie haben einmal die Frage, wer Ihre Lieblingsschriftsteller seien, beantwortet mit: »der kleine Buckelige von Göttingen und der Alte in Weimar«. Beide waren Freunde des Wortes, und beide waren Freunde der Weisheit. Der Alte in Weimar war zwar – nach Aus-

weis seiner Farbenlehre, die Sie treffend als Farbentheologie bezeichnet haben – beileibe kein Physiker. Mit Sicherheit war er aber – nach Ausweis seiner Morphologie (diesen Begriff hat er selber geprägt) – einer der vorausschauendsten Biologen seiner Zeit. Darwin nannte ihn »an extreme partisan of similar views«; gemeint war die Ende des 18. Jahrhunderts aufkommende Idee von einer evolutiven Entwicklung aller Lebewesen.

Der kleine Buckelige lehrte zu jener Zeit Experimentalphysik in Göttingen. Doch ist Georg Christoph Lichtenberg damit ebenso unzureichend beschrieben wie Johann Wolfgang von Goethe als Dichter, Biologe oder Staatsmann. Nach Elias Canetti hat Lichtenberg »das reichste Buch der Weltliteratur« geschrieben. Sie, lieber Herr Schöne, haben ihm, dem Göttinger Lokalheiligen, ein literarisches Denkmal gesetzt. Von den Lichtenbergschen Konjunktiven, Ausdruck eines konjunktivischen Weltbildes, schlagen Sie die Brücke zur Aufklärung. »Aufklärung aus dem Geist der Experimentalphysik«, so lautet der Titel Ihres 1985 erschienenen Buches, von dem Heinz Maier-Leibnitz begeistert in einer Rezension schreibt: »Unbefangene Leser werden danach uns Naturwissenschaftler in einer Weise verstehen, wie wir das nie hätten erklären können.«

Nun denn – nachdem klargestellt ist, daß Philologen und Physiker sich durchaus etwas zu sagen haben – möchte ich den Satz von Maier-Leibnitz erweitern: Unbefangene Hörer – so hoffe ich – werden hiernach den Germanisten Schöne so verstehen, wie seine Kollegen es nie hätten erklären können. Doch um es gleich vorwegzunehmen, Albrecht Schöne schlicht einen Germanisten zu nennen, wäre so ungenau, wie den Alten von Weimar bloß als Dichter zu apostrophieren. Dieser ist vom »bloß Dichter« auch keineswegs angetan und meint nur: »Dichter gleichen Bären, die immer an eigenen Pfoten zehren.«

Meine Damen und Herren! Ich will im folgenden versuchen, Ihnen unser neues Ordensmitglied vorzustellen – was allerdings auch ohne die mir auferlegte zeitliche Begrenzung unvollkommenes Stückwerk bleiben muß. Mein *erster* Versuch knüpft an Albrecht Schönes Lebensdaten an.

- Geboren: vor (fast) 66 Jahren in Barby an der Elbe.
- Aufgewachsen: in Naumburg an der Saale und in Stendal.
- Schulabschluß: Humanistisches Gymnasium (Winckelmann-Schule) 1943 – mit dem Reifevermerk, denn
- 's ist Krieg: Wehrdienst, Leutnant in einem Panzerregiment des Heeres, bis 1946 in amerikanischer Kriegsgefangenschaft.
- Und dann? Nachholung der Reifeprüfung und – Albrecht Schöne wird Holzfäller! Er sagt dazu: »Als ich dem Krieg und der Gefangenschaft entkommen war, unverdient, wie wir Davongekommenen alle, bin ich für lange Zeit ein Waldarbeiter gewesen. Denke manchmal, bei den Holzfällern, Jägern und Reitern habe ich etwas von dem gelernt (eher dort als in den Schulen, Universitäten, Bibliotheken), was handwerkliche Präzision ist und gespannte Aufmerksamkeit und vollkommene Versammlung; Lust an großer Anstrengung, an weit ausgreifender Bewegung, an Spurensuche und Beutemachen.«
- Das Studium: Es beginnt 1947 und führt Albrecht Schöne nach Freiburg, Basel, Göttingen und Münster. Wichtiger ist, daß es bereits nach fünf Jahren mit der Promotion abgeschlossen wird.
- Und wie sah das Curriculum aus? Er hat, ach! Philosophie, nicht Jurist-, doch Germanisterei und Medizin, und leider auch Theologie, durchaus studiert, mit heißem Bemühen. Und er sagt dazu (bei der Verleihung der Ehrendoktorwürde in Tübingen): »Literaturwissenschaft gibt es nicht ohne Philosophie, Juristerei und Medizin, und leider auch Theologie – (leider) streiche ich und verlängere die alte Faustsche Fakultätenreihe getrost in das Tübinger Vorlesungsverzeichnis hinein.«

Der Rest ist zwar schnell aufgezählt, aber kaum *erzählbar*.

Nach dem Studium: Verlagsvolontär, Lektor und Hersteller. 1953 wissenschaftlicher Assistent in Göttingen, wo er sich 1957 bereits habilitiert. 1958 außerordentlicher Professor an der Universität Münster. Seit 1960 ordentlicher Professor der Deutschen Philologie an der Universität Göttingen. Emeritiert 1990.

Wenn sich jemand mit 65 Jahren – ohne Not – emeritieren läßt, so bedeutet dies nur, daß er nicht beabsichtigt, in den Ruhestand zu treten, sondern daß er noch etwas vorhat und dazu Zeit braucht. Nach der etwa äquidistanten Zeitspanne der beiden vorangehenden Lebensabschnitte zu urteilen, muß es sich also um weitere 30 bis 35 Jahre handeln.

Diesen tabellarischen Lebenslauf könnte ich jetzt abschließen mit einer Aufzählung all der Ehrungen, die Albrecht Schöne in den letzten 30 Jahren zuteil wurden. Meine begrenzte Redezeit und seine eigene Bescheidenheit verbieten es mir. Eine Ausnahme nur will ich machen, weil sie mich so neidisch gemacht hat. 1982 erhielt er den »Weinpreis für Literatur«. Er besteht aus 99 Flaschen Wein edler Provenienz.

Ich will nun lieber diesen ersten Versuch einer Charakterisierung der Persönlichkeit abbrechen und dafür mehr über den menschlichen Bereich plaudern – dies wird uns eher zu Albrecht Schöne führen als die bloße Aufzählung seiner Lebensdaten. Ich nehme also einen *zweiten* Anlauf.

Wie sieht Albrecht Schöne sich selber?

Er möchte am fließenden Wasser leben, empfindet als das vollkommene irdische Glück den Halbschlaf auf einer Sommerwiese, unter hohen Wolken, entschuldigt »förderliche« Fehler,

schätzt bei Männern Courage und Fürsorglichkeit,  
bei Frauen Schönheit und Klugheit (in eins),  
bei Freunden Aufrichtigkeit und Nachsicht und  
verabscheut Nougat und Curry.

Er hätte Abt von Boursfelde sein mögen,  
möchte Trompete blasen können wie Maurice André  
und Drachenflieger sein!

Er wurde Drachenflieger! Denn sein Sohn, der von diesem Con-  
junctivus irrealis hörte, bereitete für den Urlaub heimlich alles vor und  
konfrontierte ihn mit der Situation: Hic Rhodus, hic salta! – und  
Albrecht Schöne sprang.

Er sprang aber auch *ein*, wenn einmal Not am Manne war. Vor eini-  
gen Jahren ging er mit Assistenten und Doktoranden auf eine Reise  
nach Weimar, in einem großen Omnibus der Göttinger Firma Uh-  
lendorff. In seinem Doktorandenkolloquium weiß man davon ein  
Lied zu singen:

Hört die Legende vom Omnibus,  
wie man sie heut noch erzählt!  
Einst hatte der Doktoranden Schar  
Weimar als Ziel sich erwählt!

Erfurt ward glücklich erreicht, doch dann  
haut es den Busfahrer um.  
Plötzlich stand still das Transportgefährt,  
ratlos die Menge drumrum.

Wer hilft in Not der verzagten Schar,  
wer steht im Unglück ihr bei?  
Jeder wohl kundig der Poesie,  
keiner der Busfahrerei.

Einer nur faßte ein Herz sich da,  
Vopo und Sowjets – gleichviel!  
Er promovierte die Seinen selbst,  
steuert sie sicher ans Ziel!

*Refrain:*

Lob, Preis und Ehr unserm Steuermann,  
ihm, unserm Retter, die Kron!  
Aushielt er, bis er das Ziel gewann:  
Immerdar unsre Liebe sein Lohn!

Jawohl, Albrecht Schöne steuerte den Bus sicher zum Ziel, obwohl er nie zuvor ein größeres Fahrzeug als seinen PKW gelenkt hatte: er tat es – ohne entsprechenden Führer- oder Personenbeförderungsschein, alles in der damaligen DDR. (Das zeigt seine Courage. Gott sei Dank hatte er ja ach! Juristerei nicht studiert.)

So viel zur Person. Aber, werden Sie fragen, der Orden *Pour le mérite* wird doch Albrecht Schöne nicht gewählt haben, weil er busfahren, einen Wald roden oder weil er drachenfliegen kann.

In einem schon vor mehreren Jahren geschriebenen Essay habe ich die – in diesem Jahr besonders aktuelle – Frage gestellt: Wer war Mozart, um sie sogleich mit einer Gegenfrage zu beantworten: Wen interessiert denn, wer Mozart wirklich war? Zählt nicht allein sein Werk, das – in Millionen von Notenzeichen codiert und damit für alle Zeiten konserviert – so wunderbare Wirkung auf uns ausübt? Gewiß wollen wir auch in der Kunst das Werk interpretieren, und dazu gehört, daß wir den Autor verstehen. Allein »musicology is to music as ornithology ist to birds«. Es ist das Werk, dem die höchste Dignität gebührt – das gilt ebenso für unsere Wahlen in den Orden. Wäre dem nicht so, wären menschliche Qualitäten allein ausschlaggebend, so dürften wir uns nicht auf je 30 in- und ausländische Mitglieder begrenzen, und – vor allem – hätten wir gar keine Ausrede dafür, daß in unserem Orden das weibliche Geschlecht mit nur zwei Mitgliedern vertreten ist.

So muß ich noch einen *dritten* Versuch unternehmen, um meiner Aufgabe gerecht zu werden, nämlich zu begründen, warum wir *ihn* gewählt haben und mit welcher Genugtuung und Freude wir ihn heute in unserem Kreis begrüßen. Das Œuvre des Germanisten Albrecht Schöne vorzustellen, ist für den Naturwissenschaftler natürlich ein sehr gewagtes Unterfangen. Allein, eine Begrüßung ist kein

Nekrolog: Das Lebenswerk ist nicht abgeschlossen, und es kommt weder auf Vollständigkeit noch auf akribische Genauigkeit an. Zudem haben wir unseren Laureaten ja gerade in der Absicht gewählt, daß *er* uns in unseren Versammlungen und Begegnungen über sein Werk erzählt. Und deshalb kann ich mich relativ kurz fassen und mehr das *Wie* als das *Was* betrachten.

Ich möchte gleich mit einem persönlichen Erlebnis beginnen. Im Wintersemester 89/90 schloß Albrecht Schöne seine Lehrtätigkeit mit einer großen Goethe-Vorlesung ab. Faust, zweiter Teil, war das Thema in jenem letzten Semester vor seiner Emeritierung. Wenn ich von einer großen Vorlesung spreche, so meine ich dies nicht nur im Hinblick auf den großen, weitgespannten Bogen seiner Ausführungen, sondern auch in bezug auf die nach Tausenden zählende Hörerschaft. Schöne Vorlesungen waren *das* Ereignis der Saison, sie fanden im größten Hörsaal der Universität statt und mußten noch per Bildschirm in den zweitgrößten Hörsaal übertragen werden. Studierende, Kollegen aller Fakultäten und »Schwarzhörer« aus der Stadt und ihrer Umgebung hatten alle Bänke, Treppen und Podium lückenlos besetzt, saßen dem Meister zu Füßen. Die Vorlesung ging jeweils über zwei Stunden.

Doch nun die Geschichte: Etwa eine Woche vor einer dieser Vorlesungen erschien Albrecht Schöne in meinem Arbeitszimmer im Max-Planck-Institut: »Ich möchte Sie rundheraus fragen, und ich versichere Ihnen, daß ich nicht böse bin, wenn Sie nein sagen: Darf ich Sie bitten, in meiner Vorlesung eine Stunde zu übernehmen? Ich werde über das Laboratorium in der Goethezeit und über die Homunculus-Szene sprechen, da wäre es mir lieb, wenn ein Biologe uns erzählte, was man heute von der Homunculus-Idee zu halten hat, und vor allem, wie sich das Laboratorium der Goethezeit inzwischen verändert hat.«

Hätten Sie da »nein« sagen können? So stand ich eine Woche später vor etwa 2000 erwartungsvollen Germanisten (und Pseudogermanisten) und hielt meine erste Germanistik-Vorlesung.

In der Homunculus-Szene benutzt Goethe den streberhaft naiven Wagner, wie ich meine, um seine biologischen Universitätskollegen

zu persiflieren, die seinen Ideen zur Evolution der Lebewesen ablehnend gegenüberstanden. Er, für den Leben ständige Metamorphose war, mochte nicht an kristallisiertes Leben, dafür aber – wie er Mephisto sagen läßt – an kristallisierte Menschlichkeit glauben. Ich habe, nicht ohne Vergnügen, bemerkt, wie sich in dieser zweiten Kollegstunde der Physiker und Biologe in Textinterpretationen versuchte, während der Germanist in der ersten Vorlesung handfeste physikalische Erklärungen angeboten hatte.

Wer Schöne hört, ist zuerst von seiner sprachlichen Eleganz fasziniert, bis er – erst viel später – merkt, daß alles, was er sagt, darüber hinaus auch noch stimmt, daß alles präzise durchdacht ist. Sie alle kennen Morgensterns Gedicht von Korff, »der eine Art von Witzen erfindet, die erst Stunden später wirken«, nämlich nachts, wenn man aufwacht und begreift – »selig lächelnd wie ein satter Säugling«. So ähnlich geht es einem nach Schönes Vorlesung. Diese – naturwissenschaftliche – Begabung unseres Laureaten, diese Prägnanz und Folgerichtigkeit hebt sein Werk weit über die Germanistik hinaus. Sie ist es, die unsere Wahlverwandtschaft begründet.

Schönes Schriftenverzeichnis ist so umfangreich wie das eines Chemikers. Nur hat der Chemiker an die 30 Doktoranden, von denen ihm jeder pro Monat eine neue Verbindung synthetisieren kann, über die sich in kürzeren oder längeren Mitteilungen referieren läßt. Ein Kollege aus der geisteswissenschaftlichen Fakultät fragte mich einmal nach einer Sitzung der Göttinger Akademie, in der ein Chemiker vorgetragen hatte: »Ist das so bei euch Chemikern? Jeden Tag ein Ei?«

Aber war es bei Mozart anders? Über 600 Titel im Köchel-Verzeichnis, auf 30 Jahre verteilt, bedeuten im Schnitt zirka 20 Werke pro Jahr – zum Teil sehr umfangreiche, in denen viele Themen und noch viel mehr Noten verarbeitet wurden. Kein Genie ohne Fleiß!

Das trifft auch für Albrecht Schöne zu. Sein Schriftenverzeichnis offenbart es. Da finden wir nicht nur den kleinen Buckeligen von Göttingen oder den Alten in Weimar, wengleich beiden eine Vorzugsstellung eingeräumt wird. Da finden wir überdies wesentliches von Bürger bis Brecht, von Novalis bis Kafka, von der Literatur des Ba-

rock bis hin zur politischen Lyrik des 20. Jahrhunderts, von den Göttinger Sieben bis zur Bücherverbrennung. Jedoch: Literatur ist für Schöne nur Substrat. *Er* ist das Enzym – wenn ich es einmal in der mir geläufigen Sprache des Biochemikers ausdrücken darf. Enzym und Substrat stehen zueinander in einem dynamischen Verhältnis.

Lieber Herr Schöne! Hier ist mir klar geworden, warum der Konjunktiv Sie so fasziniert – der Konjunktiv, den Sie bei Musil, dann bei Lichtenberg entdeckt und uns begreiflich gemacht haben als Ausdrucksmittel eines kritisch-skeptischen und zugleich hypothetisch-experimentellen Grundverhaltens zur Welt, das sich mit den Indikativen des Gegebenen nicht abfinden kann. Dieser *Conjunctivus potentialis* ist in der stetigen Veränderung unserer Welt, in der stetigen Veränderung unserer selbst – ich könnte fast sagen: physikalisch – begründet. Deshalb wohl möchten Sie an fließenden Wassern leben, unter dahinziehenden Wolken.

Lieber Albrecht Schöne: Willkommen in unserem Orden! Wir freuen uns auf die vor uns liegende gemeinsame Wegstrecke.

Herr SCHÖNE dankte mit folgenden Worten:

Verehrter Herr Bundespräsident,  
Herr Ordenskanzler,  
meine Damen und Herren,

diese höchste und schönste Auszeichnung, die es in Deutschland für die Wissenschaften und Künste gibt – ich nehme sie gewiß in Freude, aber auch mit Beschämung entgegen.

Denn der Orden *Pour le mérite*, dem 1933 der Jude Albert Einstein, die Kommunistin Käthe Kollwitz und als letztgewähltes Mitglied der Entartete Ernst Barlach angehörten, bildet eine der wenigen großen Traditionen in unserem arm gewordenen Land, die damals nicht als treibende Wasser auf die Todesmühlen geleitet werden konnten, also beschmutzt oder verderbt worden sind. Und ich gehöre noch zu den Generationen, die dafür eine aus eigener Lebenserfahrung resultierende Empfindlichkeit besitzen; war 1945 schon alt ge-

nug für Hitlers Kriegsorden. Davon kann ein anderer, auch ein Friedensorden, nicht entlasten. Als eine Art Contrebalance aber darf ich diesen wohl doch empfinden. So ist meine Freude beschaffen.

Der Kreis freilich, in den mich die Mitglieder des Ordenskapitels damit einbezogen und in dem Sie mich so freundlich willkommen geheißen haben, lieber Herr Eigen, lehrt mich das eigene Ungenügen. Es gab, um dafür einen nur zu nennen, schon einmal einen Germanisten aus Göttingen, welcher diesen Orden trug – Jacob Grimm, der nicht allein die ›Geschichte der deutschen Literatur von der ältesten bis zur neuesten Zeit‹ lehrte und Kinder- und Hausmärchen sammelte, sondern sich darüber hinaus mit den deutschen Rechtsaltertümern und mit deutscher Mythologie befaßte, mit der historischen Grammatik der germanischen Sprachen, der philologischen Behandlung mittelhochdeutscher Texte, dem großen Deutschen Wörterbuch. Und es sind nicht allein die weit gespannten und fortwirkenden wissenschaftlichen Leistungen solchen Ranges, die den Nachzügler beschämen müssen. Fünf Jahre bevor ihm 1842 der Orden Pour le mérite verliehen wurde, hatte dieser Begründer meines Faches meine Universität verlassen, der Forderung gehorchend, daß die Wissenschaft, wenn sie kein Gewissen mehr haben darf, eine andere Heimat sich suchen müsse. Amtsenthebung und Landesverweisung: »das fühle ich getrost«, hat er dazu geschrieben, »was von meinen Arbeiten mich selbst überdauern kann, daß es dadurch nicht verlieren, sondern gewinnen werde«.

Ich danke den Mitgliedern des Ordens dafür, daß sie mir das haben zuteil werden lassen, beides: eine solche Freude, und eine solche Beschämung auch.



ÖFFENTLICHE SITZUNG  
DES ORDENS  
ANLÄSSLICH DES 150. JAHRESTAGES  
SEINER GRÜNDUNG  
IM RATHAUS BERLIN (MITTE)  
AM 2. JUNI 1992



BEGRÜSSUNGSWORTE  
DES ORDENSKANZLERS



Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Hiermit eröffne ich die diesjährige öffentliche Sitzung des Ordens Pour le mérite. Ich darf Sie alle begrüßen und Ihnen für Ihre Teilnahme an dieser Sitzung danken.

Mein erster besonderer Gruß gilt dem Protektor des Ordens, Ihnen, hochverehrter Herr Bundespräsident. Wir danken Ihnen für die interessierte und persönliche Art, in der Sie das Amt des Protektors ausüben.

Herr Bundesinnenminister Seiters, dessen Ministerium unseren Orden in so vorzüglicher Weise betreut, mußte leider kurzfristig wegen eines anderen Termins absagen. Er wird heute abend jedoch zu uns kommen. In dieser Sitzung wird er durch den Staatssekretär des Ministeriums, Herrn Kroppenstedt, vertreten, dem ich für seine Anwesenheit danke.

Ein besonderer Gruß gilt dem Hausherrn des Gebäudes, in dem wir hier tagen, Frau Bürgermeisterin Dr. Bergmann, die uns in Vertretung des Regierenden Bürgermeisters von Berlin die Ehre ihrer Anwesenheit gibt. Herr Diepgen hatte die Ordensmitglieder bereits gestern abend empfangen.

Der Orden hat inländische und ausländische Mitglieder.

Ich danke Seiner Exzellenz, dem Botschafter der Russischen Föderation, Herrn Terechow, sowie den Vertretern der Vereinigten Staaten

von Amerika, Großbritanniens und der Schweiz für ihre Anwesenheit.

Die Kirchen und Glaubensgemeinschaften sind durch Frau Reihlen, Domprobst Prälat Riedel und Herrn Galinski vertreten. Wir sind dankbar für diese Verbundenheit mit dem Orden Pour le mérite.

Ich begrüße die Herren Minister und Staatssekretäre mehrerer Bundesländer und die Herren Senatoren der Bundeshauptstadt Berlin sowie die Damen und Herren Abgeordneten.

Es ist für uns eine Freude, daß bei dieser öffentlichen Sitzung wieder die Wissenschaftsorganisationen und Universitäten sowie die Presse vertreten sind.

Der Orden Pour le mérite begeht mit dieser Jahrestagung das 150. Jubiläum seiner Gründung. Die Friedensklasse des Ordens wurde 1842 durch König Friedrich Wilhelm IV. geschaffen, an dessen Grab wir gestern einen Kranz niedergelegt haben. Anlässlich der letzten Jahrestagung haben wir einen Vortrag unseres Mitglieds, Herrn Fuhrmann, gehört. Er hat dabei über die »Sichtbarmachung von Verdiensten« seit mittelalterlichen Zeiten gesprochen und auch die 150jährige Geschichte unseres Ordens dargestellt. Der Vortrag ist Bestandteil unserer Festschrift, die rechtzeitig zum 150. Jubiläum erschienen ist.

Es ist für uns selbstverständlich, daß wir unser Jubiläum am Ort der Gründung des Ordens, nämlich in Berlin, begehen. Daß wir es in einem wiedervereinigten Berlin tun können, ist eine Gunst des Schicksals. Daß wir es in der geschichtsträchtigen Umgebung des alten Berliner Rathauses tun können, verdanken wir dem Entgegenkommen des Berliner Senats. Für den Orden bekräftigt das die Bande zu Berlin.

Es ist uns eine besondere Freude, daß der Herr Bundespräsident zu uns sprechen wird. Vor fünfzig Jahren, im Kriegsjahr 1942, hat ein Mann des Ordens gedacht, der später unser erster Bundespräsident wurde: Theodor Heuss. Der Orden befand sich bei dem nationalsozialistischen Regime in Ungnade. Das gleiche galt für Theodor Heuss. Eine der Repressalien des Propagandaministeriums gegen ihn war ein Verbot publizistischer Tätigkeit, an das sich aber we-

der er noch einige Redaktionen gehalten haben. Theodor Heuss' Schwiegervater, der Nationalökonom Georg Friedrich Knapp, war 1916 als eines der letzten Ordensmitglieder in der Zeit des Kaiserreichs gewählt worden. Dadurch und durch vielfältige andere Beziehungen war Heuss dem Orden Pour le mérite eng verbunden. So schrieb er 1942 zum 100. Jubiläum der Gründung des Ordens einen historischen Artikel unter dem Titel »Ein Areopag des Geistes«. Der Artikel erschien damals unter dem Pseudonym r. s. in der »Frankfurter Zeitung« und ist in unserer schon erwähnten diesjährigen Jubiläumsschrift abgedruckt.

Der Orden hat das große Glück, daß seit seiner Wiedergründung im Jahr 1952 durch Theodor Heuss der Bundespräsident satzungsgemäß der Protektor des Ordens ist und die Bundespräsidenten regelmäßig an unseren Jahrestagungen teilgenommen haben. Zum 125. Jahrestag hat der damalige Bundespräsident eine Ansprache gehalten. Nach weiteren 25 Jahren ist es jetzt wieder soweit: Herr Bundespräsident, ich danke Ihnen, daß Sie sich bereit erklärt haben, heute zu uns zu sprechen, und übergebe Ihnen jetzt das Wort.



ANSPRACHE  
DES HERRN BUNDESPRÄSIDENTEN



BUNDESPRÄSIDENT  
DR. RICHARD VON WEIZSÄCKER

DER ORDEN POUR LE MÉRITE –  
ZEUGNIS SEINER UNABHÄNGIGKEIT

Verehrte Mitglieder des Ordens,  
meine Damen und Herren,

als Vertreter des Staates dem Areopag des Geistes zum 150. Geburtstag zu gratulieren, ist leicht und schwer zugleich. Leicht ist es, der Dankbarkeit Ausdruck zu geben, daß es diesen Jubilar gibt. Schwer ist es, in dieser Zeit, in der alle, auch Wissenschaft und Künste, nach Orientierung suchen, etwas über die an den Geist gerichteten Hoffnungen des Gemeinwesens zu sagen, ohne Unziemliches zu verlangen.

Der Orden Pour le mérite verdankt seine Existenz einer Verneigung des Staates vor dem Geist. Sie begann in Sanssouci durch Friedrich den Großen, dessen »F« den Orden noch ziert. Gewiß, Friedrich hatte es nicht nötig, den Unterschied zu machen. Weder betrachtete er sich selbst nach Art Ludwig XIV. als personifizierten Staat, noch hatte er irgendeinen Grund zum Zweifel an seiner eigenen Zugehörigkeit zur Welt des Geistes.

Die Verneigung fand gewissermaßen in seiner Person statt, in seiner internen, höchst lebhaften Auseinandersetzung zwischen Macht und Geist. Sie gehört um so mehr zu den kostbaren Gütern der deut-

schen Geschichte, als spätere Rückfälle geistloser Macht den Staat in schweren Verruf gebracht haben.

Der erste relativ harmlose Einbruch – in einer Zeit geistiger Blüte – war 1810 die Beschränkung des *Pour le mérite* auf militärische Leistungen durch Friedrich Wilhelm III. Später löste dann Friedrich Wilhelm IV. mit Alexander von Humboldts Hilfe das Problem: Unter Berufung auf Friedrichs aufgeklärtes Beispiel – immerhin gehörten Voltaire und d'Alembert zu den ersten, wenn auch nicht immer dankbaren Ordensträgern – schuf er die Friedensklasse des Ordens.

150 Jahre lang hat seitdem eine große Tradition der Unabhängigkeit der Erkenntnis und der in sich ruhenden Überzeugungskraft den Wechsel des Zeitgeistes, der Staatsformen, der Denkschulen und der künstlerischen Sensibilitäten überdauert.

Vier Staaten hat der Orden durchlebt:

- Preußen, dessen idealistisches Erbe er bewahrt,
- das von Bismarck geschaffene Deutsche Reich, dessen wissenschaftliche Blüte er repräsentierte, ohne dort, wo es sich um wilhelminische Verirrungen handelte, dem kurzatmigen Zeitgeist zu erliegen,
- die Weimarer Republik, die allen Orden abgeschworen hatte, dem großen Adolf von Harnack dann aber doch erlaubte, die Friedensklasse des *Pour le mérite* als sich selbst erneuernde »universale Republik der Wissenschaft und Künste« fortzuführen und vor allem im Bereich der Künste zu neuer Bedeutung gelangen zu lassen,
- und schließlich das nationalsozialistische Regime, dem diese institutionalisierte Tradition der Aufklärung naturgemäß suspekt, aber offenbar doch so furchtgebietend erschien, daß es sich nicht zu einer klaren Entscheidung über ihr Schicksal aufraffte, sondern sie dem »Aussterben« überlassen wollte.

Am Ende des Hitlerreichs waren es drei Mitglieder, die die Tradition bis zur Gründung der Bundesrepublik Deutschland bewahrten. Ein drittes Mal, nach Friedrich dem Großen und Friedrich Wil-

helm IV., verneigte sich nun ein deutsches Staatsoberhaupt vor dem Geist. Derjenige, der 1942 trotz Publikationsverbot und unter einem Pseudonym dem Orden zum 100. Geburtstag ein wunderbares Denkmal in Gestalt eines berühmten Artikels in der Frankfurter Zeitung gesetzt hatte, war erster Bundespräsident geworden. Das war eine glückliche Fügung.

Theodor Heuss ergriff die Initiative, ermunterte die drei letzten Mitglieder des Ordens zur Neukonstituierung, nahm wie seine monarchischen Vorgänger inspirierend Einfluß auf die Zuwahlen zu voller Stärke und schuf ein neues Verhältnis zwischen dem Staat und der »Republik des Geistes«, indem er den Bundespräsidenten zum »Protector« des im übrigen unabhängigen Ordens machte. Seitdem lebt, blüht und gedeiht der *Pour le mérite* wieder als sich selbst erneuernde Institution, und dem Protector kommt im wesentlichen die würdige Aufgabe des Spektators zu.

Was er bei dieser Betrachtung sucht und sieht, ist das, was Theodor Heuss als die Essenz des Ordens definiert hat, nämlich in der Zusammensetzung und in den Zuwahlen durch das Ordenskapitel den »zeitgenössischen Kommentar zur Geistesgeschichte«.

Nie hat der Orden in corpore eine ausdrückliche Einmischung in diese Geistesgeschichte angestrebt. Das Ordenskapitel hält sich auf unüberhörbare Weise zurück. Es partizipiert nicht an den Spannungen zwischen Geist und Macht, die gerade unser Land immer wieder geprägt haben. Es sieht seine Aufgabe nicht darin, als Gremium zu Themen der Zeit Stellung zu nehmen.

Wohl wurde auf manchen seiner öffentlichen Sitzungen mit Klarheit für Einsicht votiert, daß unsere Neigung zu falschen Gewißheiten und Ideologisierungen gefährlicher sei als die mühsame Suche nach Lösungen im Bewußtsein der Fehlbarkeit menschlicher Erkenntnis. Doch wurde diese Einsicht nicht als Ausflucht benutzt, sondern nur beschrieben als eine notwendige und zugleich nicht ausreichende Bedingung für die großen Anstrengungen, die wir uns abzuverlangen haben.

Jedes Mitglied ist durch seine Kunst und seine Wissenschaft mit der Aufgabe beschäftigt, in einer Zeit des historischen Epochenwechsels

nach Orientierungen für unser Leben und unser öffentliches Bewußtsein zu suchen und dadurch auch unsere Geistesgeschichte zeitgenössisch zu kommentieren. Diese Kommentare zu kommentieren ziemt sich nicht. Die Geistesgeschichte stellt sich dem Urteil des Ordens.

In diesem Sinne hoffe ich und wünsche ich uns, daß der Orden *Pour le mérite* für Wissenschaft und Künste unser Gemeinwesen stets mit seinem lebendigen Geiste bereichern möge.

Der Ordenskanzler dankt dem Herrn Bundespräsidenten für seine Worte und gibt einen kurzen Überblick über den weiteren Ablauf der Sitzung. Sodann bittet er Herrn EIGEN, das Wort zu seinem Nachruf zu nehmen.

## GEDENKWORTE



RUDOLF SERKIN

28. 3. 1903 – 8. 5. 1991





Rudolf Serkin.



*Gedenkworte für*  
RUDOLF SERKIN

*von*  
*Manfred Eigen*

---

Der Tod des Individuums ist der Tribut, der für die Existenz der Spezies zu entrichten ist. Er ist notwendiger Bestandteil des Lebens. Er läßt das Individuum in der höheren Gemeinschaft, aus deren Erbgut es entsprungen ist, wieder aufgehen und macht es in seiner Kultur unsterblich. Diese biologische Einsicht hat etwas Tröstliches an sich, wenngleich sie unsere Trauer um den individuellen Verlust nicht aufheben kann.

Am 8. Mai 1991 starb Rudolf Serkin in seiner Wahlheimat in Vermont, kurz nach Erreichen des 89. Lebensjahres. Ein Krebsleiden hatte seinen Körper ausgezehrt.

Sein Geist hinterließ uns reiche Ernte. Unsere Erinnerung an sein künstlerisches Lebenswerk bleibt wach, nicht zuletzt dank einer modernen Technik, mit deren Hilfe sich Töne in fast originaler Qualität konservieren lassen.

Rudolf Serkin spielte bis ins hohe Alter. Sein letzter öffentlicher Auftritt war drei Jahre vor seinem Tode. 1987 hat er noch einmal Beethovens späte Klaviersonaten auf CD eingespielt, abgeklärt durch die Distanz, die erst die Weisheit des Alters zu schaffen vermag, doch nicht weniger temperamentvoll als in jener legendären

Aufnahme der Hammerklaviersonate aus dem Jahre 1969. Diese eruptive Vitalität hatte die Kritiker immer wieder begeistert. »Jedes Crescendo gerät ihm, als habe Prometheus es komponiert«, schreibt Joachim Kaiser. Und Arnold Steinhardt, Primarius des unter der Patronage Rudolf Serkins in Marlboro entstandenen Guarneri-Quartetts, sah einen »wahren Tornado über die Bühne fegen«. Wenn Serkin in Fahrt kam, dann stampfte er mit den Füßen aufs Podium, summte und brummte, mit wenig melodischer Differenzierung. In vielen seiner Aufnahmen ist dieses, durch die Technik nicht beseitigbare Hintergrund-Rauschen kaum zu überhören. Wer Rudolf Serkin nur aus seinen Aufnahmen oder aus Konzertaufführungen kannte, mußte den Eindruck eines furiosen Temperaments, einer vulkanischen Persönlichkeit mitnehmen.

Wie sehr kontrastierte dazu der Serkin, den man im persönlichen Umgang kennenlernte. Paul Sacher beschreibt ihn als eine Seele von Mensch, so lieb, bescheiden und anspruchslos. Freundschaften hat er zärtlich gepflegt. »Liebster, bester Freund« war eine häufige Anrede in seinen Briefen. Und er war so unkompliziert. Sein Deutsch aus den Wiener und Basler Tagen hat er auch in der – über fünfzig Jahre währenden – Emigration nicht vergessen, und er benutzte es ohne jene sich so leicht einschleichenden Amerikanismen. Als ich ihn einmal in Basel auf dem Wege zur Probe begleitete, sprach er mich auf mein Klavierspiel an. Ich winkte ab: »Ich bin doch nur ein Dilettant.« Da blieb er stehen und sagte mit großem Ernst: »Aber mein Lieber, wir sind doch alle Dilettanten.« Gewiß delectieren wir uns an dem, was wir mit Begeisterung tun. Doch sein Spiel erfreute vor allem jene, die ihm zuhörten.

In der Probe wußte Serkin die klare Diktion seiner Werkauffassung in konzilianter Weise durchzusetzen. Er sagte einfach: »Ich spiele diese Stelle so«, dann spielte oder summte er die betreffenden Takte im Solopart, und das Orchester reagierte entsprechend im Tutti. Er war im Umgang mit Menschen immer liebenswürdig, schroff konnte er nur im Umgang mit dem Werk sein, etwa in den ersten Takten von op. 111. Mozart hingegen interpretierte er betont langsam und melodios, so wie man ihn singen würde.

Rudolf Serkin wurde am 28. März 1903 in Eger, in der damaligen k. u. k. Monarchie geboren. Der Vater, Mardko Serkin, stammte aus Rußland und war Sänger. Bereits im Alter von zwölf Jahren machte Rudolf als Pianist auf sich aufmerksam, in einem Debüt mit dem Wiener Symphonieorchester. Serkins Lehrer waren Richard Robert und Joseph Marx, und bei Arnold Schoenberg studierte er Komposition. 1920, mit siebzehn Jahren, begegnete er in Berlin Adolf Busch. (Sir Ernst Gombrich machte mich freundlicherweise darauf aufmerksam, daß diese üblicherweise in Serkin-Biographien zu findende Darstellung nicht ganz den Tatsachen entspricht. Rudolf Serkin traf Adolf Busch in Wien, und zwar in Gombrichs Elternhaus. Erst einige Wochen später fuhr Serkin nach Berlin, wo das Duo Busch/Serkin debütierte.) Das Duo Adolf Busch, Violine / Rudolf Serkin, Klavier, war für die musikalische Fachwelt der zwanziger Jahre ein Begriff. Es wurde durch den Cellisten Hermann Busch, Adolfs jüngeren Bruder, zum Trio erweitert. Die Aufführung von Beethovens Tripelkonzert 1936 in Basel – mit dem nicht minder renommierten Bruder Fritz am Dirigentenpult – war viel diskutiertes Ereignis der Saison. Ich kenne diese Zeit lediglich aus den Erzählungen meines Vaters, der mit Hermann Busch befreundet war, sowie meines Freundes Paul Sacher, der enge persönliche und musikalische Kontakte mit der Busch/Serkin-Familie pflegte. Rudolf Serkin war 1927 Adolf Busch nach Basel gefolgt und bewohnte seit 1932 ein Doppelhaus in Riehen, gemeinsam mit der Busch-Familie. 1935 heiratete er Irene, die Tochter Adolf Buschs. Aus der Ehe gingen sechs Kinder, zwei Söhne und vier Töchter, hervor. Sohn Peter erlangte Welt- ruhm als Pianist. Frau Irene ist Geigerin und spielt heute noch in Vermont im lokalen Symphonieorchester, zuletzt vor wenigen Wochen in einem Gedächtniskonzert für Rudolf Serkin, mit Mstislav Rostropovitsch als Solist.

Serkin emigrierte 1939 nach Amerika. Das politische Klima in Europa war zu ungemütlich geworden, und der Abstand Basels zum menschenverachtenden System in Deutschland war zu gering und daher riskant. Schon 1933 in Washington, vor allem aber 1936 in New York unter Arturo Toscanini, hatte Serkin glänzenden Einstand

in den USA gefeiert. Er übernahm die Leitung der Klavierklasse im renommierten Curtis-Institut in Philadelphia und siedelte später nach Vermont über, wo er eine Farm erwarb. Hier mochte man ihn begegnen, wenn er auf dem Traktor über die Felder fuhr oder wenn er das Vieh fütterte. Die Organisation der Marlboro Festivals in Vermont wurde ihm zur Herzenssache. Marlboro unter Serkin wurde zum Mekka für junge Musiker – nicht nur für Pianisten und nicht nur aus den Staaten, sondern aus der ganzen Welt.

In der Interpretation hat Serkin Maßstäbe gesetzt. Er war einer der ersten, der sich strikt am Autograph orientierte. Jeder Verfremdung des Originals war er abhold. Die Tempi legte er sehr streng aus, und vom Pedal machte er äußerst sparsamen Gebrauch. Gerühmt wird seine unsentimentale Bachinterpretation, sein delikates Mozartspiel, sein kontrollierter Schubert und sein grandioser und entfesselter Beethoven. Das d-Moll-Konzert war das Nonplusultra seiner Brahms-Einspielungen. Doch läßt Serkins Repertoire sich nicht einfach auf Bach, Mozart, Beethoven, Schubert oder Brahms reduzieren, wie Kurzbiographien in Musiklexika suggerieren möchten. Die Mitglieder des Ordens haben ihn in einer denkwürdigen Festsitzung in Bonn Haydn spielen hören, und in seinem Repertoire waren gleichermaßen v. Weber, Chopin, Liszt, Busoni, Reger, Strauss, Ravel, Bartók, Prokofjew und viele andere vertreten.

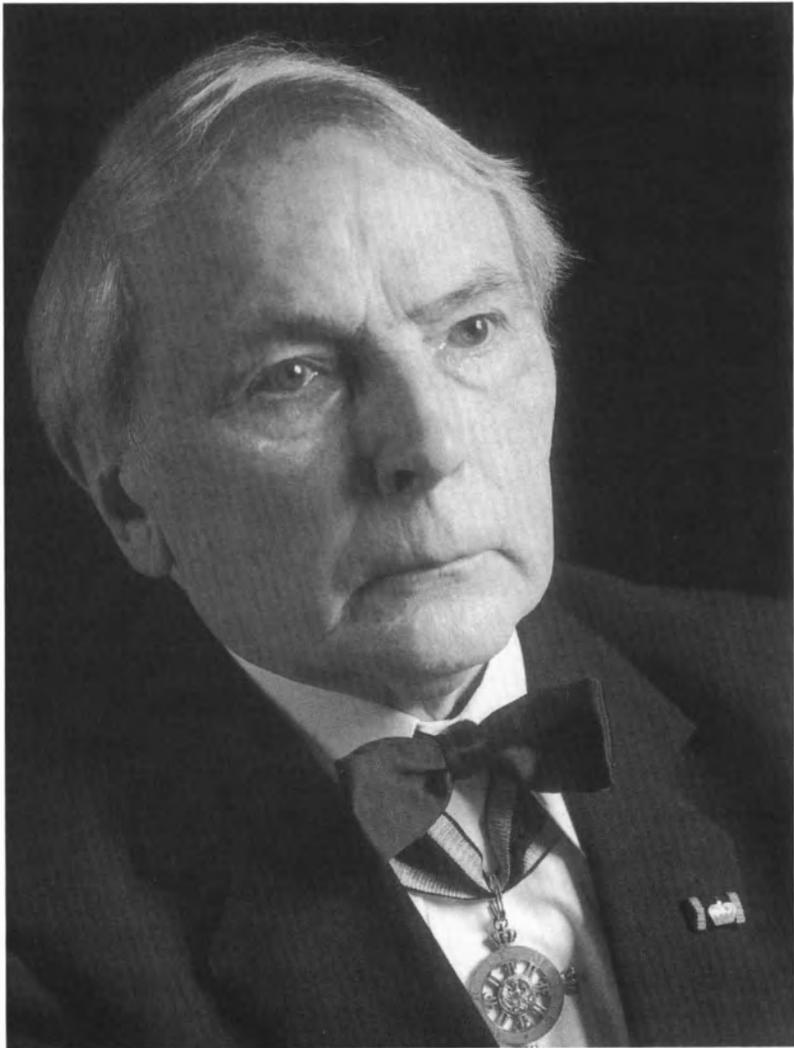
In den letzten Jahren allerdings hat er in seinen öffentlichen Konzerten Beethoven und vor allem Mozart bevorzugt.

Karl Barth sinnierte, daß er nicht sicher sei, »ob die Engel, wenn sie im Lobe Gottes begriffen sind, gerade Bach spielen«. Es sei aber sicher, »daß sie, wenn sie unter sich sind, Mozart spielen«. Der Herrgott hat Rudolf Serkin in die Schar seiner Engel berufen. Ich bin überzeugt, daß er nunmehr besonders gern ihrem Spiel lauschen wird.

BERNHARD BISCHOFF

20. 12. 1906 – 17. 9. 1991





Bernhard Bishoff



*Gedenkworte für*  
BERNHARD BISCHOFF

*von*  
*Horst Fuhrmann*

---

Zu gedenken ist Bernhard Bischoffs, der unserem Kreise seit 1985 angehört hat und der unter der in der Geschichte des Ordens einmaligen Berufsbezeichnung »Paläograph« geführt wird. Die Handschriften und die Latinität des gesamten europäischen Raums vom 4. bis zum 16. Jahrhundert waren Bischoffs Forschungsfeld, und er hat es in der Kenntnis von Texten, von Schriften und Schreibschulen dank einer ungewöhnlichen Beobachtungs- und Erinnerungsgabe zu einer nicht überbietbaren Meisterschaft gebracht. Bischoffs weit über 200 Arbeiten (kleinere Beiträge beiseite gelassen) verteilen sich auf viele Themenkreise: auf älteste italienische und rätomanische Sprachdenkmäler etwa, auf Texteditionen und philologische Erörterungen. Am stärksten vertreten ist jedoch die Paläographie, und das im weitesten Sinne, von den Beschreibstoffen bis zu Geheimschriften, von Federproben bis zu Zeilenritzungen.

Der mittellateinischen Philologie und der Paläographie hatte sich Bernhard Bischoff, dessen ursprüngliches Interesse der älteren Germanistik gegolten hat, frühzeitig zugewendet. Für das Monumentalwerk der »Codices latini antiquiores«, in dem alle lateinischen Handschriften bis zum Jahre 800 erfaßt sind (rund 2000 an der

Zahl), hatte der Herausgeber, der später am Institute for Advanced Study in Princeton wirkende Elias A. Lowe (1879–1969), den Mittzwanziger Bernhard Bischoff als Assistenten hinzugezogen; und in dieses Werk, das wegen der notwendigen Autopsie der Objekte ausgedehnte Reisen durch die Bibliotheken der Welt erforderte, trug Bischoff durch Jahrzehnte einen großen Teil seiner Arbeitskraft. Sein Beitrag war so umfassend, daß Lowes amerikanischer Assistent rückblickend sagen konnte, ohne Bernhard Bischoff wäre das Werk kaum oder nur höchst unvollkommen zu einem Ende gelangt. Bischoffs Name steht auf keinem Titelblatt der von 1934 bis 1971 erschienenen zwölf Bände, und dies ist kein Einzelfall. Bischoffs Forschungen und Erkenntnisse stecken in vielen hundert Beiträgen anderer Verfasser; häufig erinnert bei Handschriftenbestimmungen nur der knappe Hinweis »nach Bernhard Bischoff« an den wahren Urheber.

Aber Bischoff war keineswegs ein allein auf das Äußere der Schrift festgelegter Gelehrter, obwohl ihm das international bekannteste und in die führenden Sprachen übersetzte Paläographie-Handbuch verdankt wird. Schrift vermittelt Inhalte. Bernhard Bischoff hat die Schrift stets zugleich als Trägerin des Geistes aufgefaßt und ist häufig in seinen Arbeiten dem Wechselspiel von Buch und Bildung nachgegangen, bei Klöstern (wie bei St. Emmeram in Regensburg) oder bei den Höfen eines Karls des Großen und Ludwigs des Frommen. Seine drei Bände »Mittelalterliche Studien«, Zusammenfassungen wichtiger Beiträge, und seine nur Neuentdeckungen offerierenden »Anecdota novissima« erweisen ihn als Interpreten und Deuter selbst schwierigster Sachverhalte.

Bernhard Bischoff war ein Mensch äußerster Bescheidenheit und Zurückhaltung; die Dramatik seines Lebens lag in seinem Werk, nicht in seiner Biographie. Als Sohn eines Domänenpächters 1906 im Thüringischen geboren, im östlichen Brandenburg aufgewachsen und zur Schule gegangen, wurde er in München seßhaft. An der dortigen Universität hatte er sich 1925 eingeschrieben, und hier war er über Doktorat und Habilitation als Nachfolger seiner Lehrers Paul Lehmann zum Ordinarius für mittellateinische Philologie

1953 aufgestiegen. Angebote, München zu verlassen, hat er ausgeschlagen, sogar einen Ruf an das Institute for Advanced Study in Princeton. Zwar war er in den Bibliotheken der Welt zu Hause, und seine Schüler kamen aus verschiedenen Ländern, aber seine Arbeitsweise und sein Arbeitsstil erforderten eine gewisse Ortsfestigkeit, eine *stabilitas loci*, gleich der der kulturstiftenden benediktinischen Mönche, für die der Protestant Bischoff so etwas wie verehrende Liebe empfand. Hier in München-Planegg, Ruffiniallee 27 (eine Adresse, die den zahlreichen, um nicht zu sagen: zahllosen, Fragestellern aus dem Bereich der mittelalterlichen Handschriftenkunde höchst geläufig war) stand seine große und ganz auf seine Bedürfnisse eingerichtete Bibliothek, lagerten seine Tausende Nachzeichnungen und Photographien von Handschriften, in nuce so etwas wie das Abbild der mittelalterlich-europäischen Schreibkultur. Hier saß er an der Vollendung eines gegen 8 000 Nummern umfassenden Katalogs karolingischer Handschriften, bis ihm ein Verkehrsunfall einen Klinikaufenthalt aufzwang. Im Krankenhaus, selbst dort mit Büchern zu wissenschaftlicher Arbeit ausgerüstet, starb er am 17. September 1991. Sein Werk blieb unvollendet; vollendet war das, was er tat.

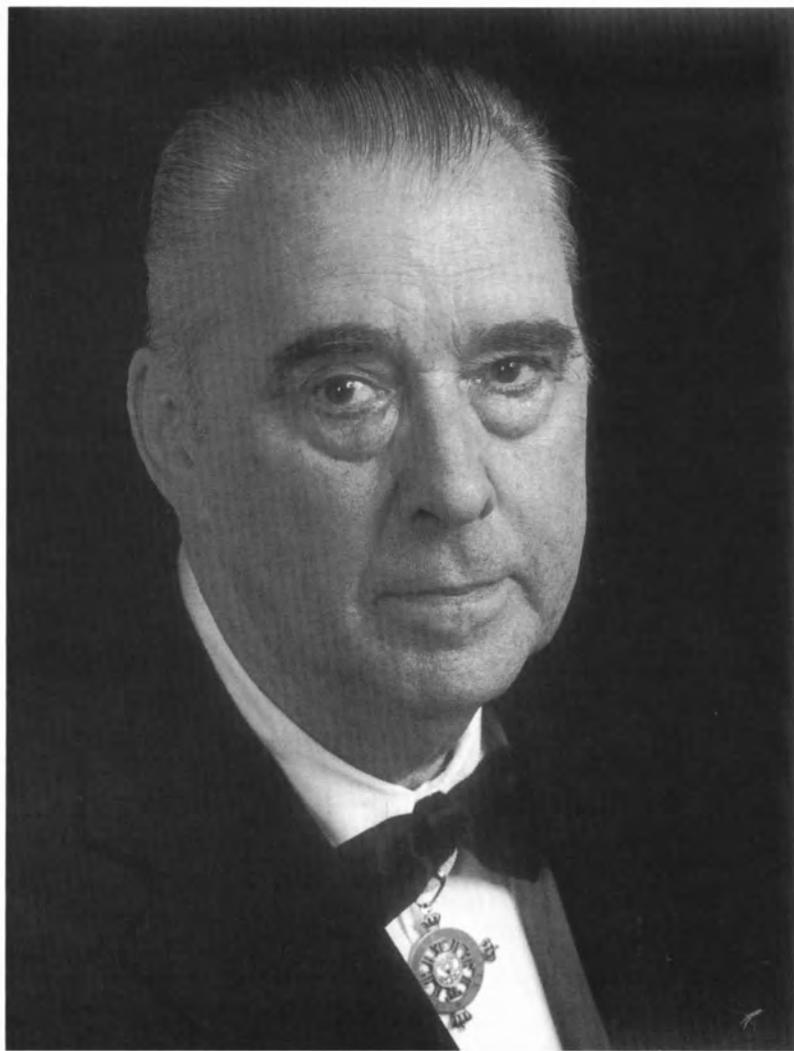
[Ausführliche Würdigungen sind in einem eigenen Band abgedruckt: Bernhard Bischoff (1906–1991) (Privatdruck; *Monumenta Germaniae Historica* 1992) mit einem »Verzeichnis der Veröffentlichungen« Bernhard Bischoffs; des weiteren im Jahrbuch der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1992.]



WALTER ROSSOW

28. 1. 1910 – 2. 1. 1992





Walter Dill Scott



*Gedenkworte für*  
WALTER ROSSOW

*von*  
*Rolf Gutbrod*

---

Walter Rossow hat am 2. Januar – kurz vor Vollendung seines 82. Lebensjahres – sein Erdenleben beendet.

Seit frühester Jugend fühlte er sich der Natur eng verbunden. Ein verständnisvoller Lehrer hat diese Anlage gefördert. Seine Lebensaufgabe hat sich Walter Rossow selbst gestellt. Er wollte unsere Mutter Erde vor weiterem Schaden bewahren, sie lebendig erhalten, ihr Raum zum Atmen schaffen. Er erkannte, daß dazu ein gründliches Umdenken notwendig sei und setzte sich unermüdlich und beharrlich dafür ein, dies zu bewirken.

Als Rufer in der Wüste fand er Worte, die die Herzen der Menschen erreichten. Er kämpfte gegen wildwuchernde Industrie- und Wohnsiedlungen und gegen Planungen, die nur auf kurzfristige Nutzung ausgerichtet waren, und forderte einen behutsamen Umgang mit der nur begrenzt zur Verfügung stehenden Landschaft und dem kostbaren Wasser.

Mit Hilfe des Deutschen Werkbundes Berlin, dessen Vorsitz er nach dem Tode Tessenows 1950 übernahm und zwei Jahrzehnte innehatte, weckte er mit der großen Ausstellung 1959 in Marl das öffentliche Bewußtsein mit der Warnung vor »der großen Landzerstörung«

und stellte bei der Werkbundtagung 1960 in München die Forderung auf: »Die Landschaft muß das Gesetz werden«, daß heißt, Schluß mit der »Zersiedelung der Landschaft«.

Er wurde gehört und bewirkte eine Sinnesänderung in der Öffentlichkeit, die schließlich auch die Verwaltung und die Politiker erreichte.

Aus einfachen Anfängen hatte er sich alles selbst schaffen müssen. Er lernte den Gärtnerberuf in einem kleinen Betrieb, dem auch Planungen und Ausführungen übertragen wurden. Dabei erlebte er das Wachsen der Pflanzen und die Kunst, es mit natürlichen Mitteln zu lenken.

Nach kurzem Studium an der Lehr- und Forschungsanstalt in Berlin-Dahlem kehrte er später wieder in den Betrieb, in dem er gelernt hatte, zurück und wurde Teilhaber.

Das Scheitern der Weimarer Republik war für ihn eine große Enttäuschung.

Den Nationalsozialismus lehnte er ab und traf sich mit Gleichgesinnten im Widerstand. Hier fand er seine Frau (mit der er über fünfzig Jahre in seltener Harmonie zusammenleben durfte) Dr. Helga von Hammerstein-Equord, Tochter des ehemaligen Chefs der Heeresleitung, der sein Amt beim Machtantritt Hitlers niedergelegt hatte.

Durch den kleinen Betrieb und einen gepachteten Bauernhof in Stahnsdorf lebten sie mit wenigen verlässlichen Mitarbeitern wie auf einer Insel und konnten vielen Menschen – auch verfolgten – helfen. Seine angegriffene Gesundheit schützte ihn vor der Einberufung zum Kriegsdienst.

Bei der Rückschau auf seinen Lebensweg erscheint es wie eine wundersame Fügung, daß ihn jeder Schritt vorwärts seinem selbstgewählten Ziel näher gebracht hat. So stand er bei Kriegsende – bestens ausgebildet – bereit für große Aufgaben, kompetent und bekannt als absolut aufrichtig.

Er wurde vorübergehend mit der Leitung des Gartenbauamtes Zehlendorf betraut. An der INTERBAU-Ausstellung in Berlin 1957, bei der das Hansaviertel als Modell eines gesunden, durchgrüntes, ganz

neuartigen Stadtquartiers vorgestellt wurde, war er maßgeblich beteiligt.

1958 schuf er mit den Freunden Sep Ruf und Egon Eiermann den Deutschen Pavillon für die Weltausstellung Brüssel, über den er selbst sagt: »Es entstand ein Bild, nein ein Gebilde, eine Darstellung deutscher Arbeit, deutschen Geistes ... eine Attraktion für die Welt, die erstaunt auf dieses Deutschland sah ...«

Er lehrte an der angesehenen Hochschule für Bildende Künste HbK Berlin. 1966 wurde er als Ordinarius und Direktor des für ihn neu gegründeten Instituts für Landschaftsplanung an die Universität Stuttgart berufen, von dem eine große Ausstrahlung, weit über Deutschland hinaus, ausging.

Bedeutende Planungen folgten: für die Universitäten Karlsruhe, Tübingen und Konstanz, für die Umgebung des Schlosses und die Theater in Stuttgart sowie für die Erweiterung des Botanischen Gartens in Tübingen und viele andere.

1972 wurde Walter Rossow in unseren Orden gewählt und hielt 1977 bei der Tagung des Ordens in der Paulskirche einen vielbeachteten Vortrag über »Landesentwicklung unter sich ändernden Bedingungen«.

1986 verlieh ihm die Architekturabteilung der Universität Darmstadt die Ehrendoktorwürde.

Eine seiner wichtigsten letzten Arbeiten ist die grenzüberschreitende Planung für den Großraum Oberrhein. Die Schweiz, Frankreich und Deutschland konnte er dafür gewinnen. Das von Freunden gegründete Rheinkolleg wird sich weiterhin darum bemühen.

1991 stellte er in Stuttgart sein Buch »Die Landschaft muß das Gesetz werden« vor, in dem seine in die Zukunft weisenden Ideen niedergelegt sind, ein verpflichtendes Vermächtnis für uns alle.

Er wird uns sehr fehlen.



GERD MEYER-SCHWICKERATH

10. 7. 1920 – 20. 1. 1992





*Many- thank you*



*Gedenkworte für*  
GERD MEYER-SCHWICKERATH

*von*  
*Hansjochem Autrum*  
*Verlesen von Maria Wimmer*

---

Am 20. Januar starb das Mitglied unseres Ordens, Gerd Meyer-Schwickerath. 1920 in Wuppertal-Elberfeld geboren, studierte er Medizin in Münster, Bonn und Würzburg. 1946 wurde er Assistenzarzt bei Marchesani an der Universitäts-Augenklinik in Hamburg-Eppendorf. 1952–1959 war er Assistent und Oberarzt an der Bonner Augenklinik bei Prof. H. K. Müller. 1959–1985 leitete er die Augenklinik in Essen, dem Klinikum der Universität Bochum.

Noch in Hamburg als junger Assistenzarzt entwickelte er eine neue Methode zur Behandlung von Augenkrankheiten. Er ging von einer einfachen Beobachtung aus. Jedem von Ihnen ist bekannt, daß man nicht direkt in die Sonne blicken darf. Man wird nicht nur vorübergehend geblendet, sondern die Netzhaut wird dauernd geschädigt. Die Netzhaut, das sind die lichtempfindlichen Sehzellen und die anschließenden Nervenzellen. Dahinter liegt eine dunkle Pigmentschicht. Sie absorbiert das Licht und verwandelt es in Wärme. Die Netzhaut wird erhitzt, bei starkem Licht, wie es von der Sonne ausgeht, zu stark erhitzt. Die Folge: Die Netzhaut gerinnt, koaguliert

und ist zerstört. An solchen Stellen entsteht eine Narbe. Nun sind Krankheiten gar nicht selten, bei denen sich die Netzhaut von ihrer Unterlage, der Pigmentschicht, ablöst, zunächst an kleinen Stellen. Das Auge wird an diesen Stellen blind. Es war Meyer-Schwickeraths geniale Idee: Wenn es gelingt, die Netzhaut frühzeitig an ihre Unterlage wieder anzukleben, dann wird – bei einigem Glück – die Erkrankung nicht fortschreiten. Direktes Sonnenlicht koaguliert das Gewebe in Netzhaut und Pigmentschicht. Mit Hilfe von Linsen können sehr kleine Lichtpunkte mit hoher Wärmeentwicklung auf dem Augenhintergrund erzeugt werden, Lichtpunkte mit einem Durchmesser von 1/20 Millimeter und darunter. Meyer-Schwickerath benutzte das zerstörende Licht, um gestörte Stellen der Netzhaut zu verkleben und ein Fortschreiten der Störung zu verhindern. Das alles klingt sehr einfach und einleuchtend. Nur muß erst jemand auf solch einfache und klare Gedanken kommen. Es gehört aber zumindest im Anfang auch Glück dazu. Meyer-Schwickerath hatte es:

»Wie sich Verdienst und Glück verketten,  
Das fällt den Toren niemals ein.  
Wenn sie den Stein der Weisen hätten:  
Der Weise mangelte dem Stein.«

So steht's in Goethes Faust.

Fast wie ein abenteuerliches Märchen klingt es, wenn man von den ersten Versuchen liest: Meyer-Schwickerath baute seine Apparatur auf dem Dach der Augenklinik in Hamburg auf. Lichtquelle war die Sonne selbst. Über Spiegel, Linsen und einen Heliostaten wurde ein kleiner, heißer Sonnenfleck ins Auge des Patienten gelenkt. Der Heliostat kompensierte die Bewegung der Sonne. Als sich die ersten klinischen Erfolge eingestellt hatten, wurde diese einfache, aber launische Methode – nicht immer scheint ja die Sonne – technisch weiterentwickelt. An die Stelle der Sonne trat ein Lichtbogen. Heute verwendet die Augenheilkunde Laserstrahlen.

Die Anwendungen dieser Methode sind vielfältig. Risse und kleine Löcher in der Netzhaut sind häufig. Unbehandelt können sie zur Er-

blindung führen. Viele andere Krankheiten des Auges kann man heute mit dieser eleganten Methode heilen: Tumorbildungen, krankhafte Erweiterungen der feinen Blutgefäße, Anomalien der Gefäße, wie sie bei Zuckerkrankheit auftreten.

Die Methode ermöglicht also Operationen im Auge an Stellen, an die der Arzt mit Messer und Schere nicht herankommt. Durch Meyer-Schwickerath ist also das Licht ein heilender Helfer des Augenarztes geworden, ein unentbehrlicher Helfer, der heute in keiner Augenklinik der ganzen Welt fehlt.

Viele Ehrungen wurden Meyer-Schwickerath zuteil: 8 Mitgliedschaften in Akademien und Ehrendokortitel, 19 Preise und Ehrenmitgliedschaften in wissenschaftlichen Gesellschaften. Seit 1978 war Meyer-Schwickerath Mitglied des Ordens Pour le mérite.

Meyer-Schwickerath war ein Arzt, der nicht nur neue Wege fand, nicht nur Diagnose und Therapie, nicht nur die Apparate souverän beherrschte, sondern ein Arzt, der das persönliche Verhältnis zum Patienten suchte. Hilfsbereitschaft seinen jüngeren Kollegen gegenüber zeichnete ihn aus. Wie alle wirklich Großen nahm er Kritik freudig an, soweit sie berechtigt war. Von einem Kongreß wird berichtet, wie Meyer-Schwickerath einmal auf eine heftige und überzogene Kritik eines Kollegen schlagfertig reagierte: Er zitierte Goethe in seiner Replik: »Herr Kollege, Götz von Berlichingen: »Wo viel Licht ist, ist auch starker Schatten.« Er erkannte die Schatten an, ließ sich aber das Licht nicht nehmen.

Meyer-Schwickeraths Werk, seine menschlichen Eigenschaften leben weiter, nicht nur bei seinen Freunden, sondern in der ganzen Welt.



FRIEDRICH AUGUST VON HAYEK

8. 5. 1899 – 23. 3. 1992





Frank



*Gedenkworte für*  
FRIEDRICH AUGUST VON HAYEK

*von*  
*Herbert Giersch*

---

Friedrich August von Hayek, der 1974 den Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaften erhielt und dem Orden seit 1977 angehörte, starb am 23. März 1992 im 93. Lebensjahr in Freiburg im Breisgau, der Stätte seines Altersschaffens.

Seine Wurzeln hatte er in Wien. Sein Großvater väterlicherseits war Zoologe, sein Vater Mediziner und Botaniker, der Vater seiner Mutter Verfassungsrechtler und Statistiker. Zu seinen Vettern zählte Ludwig Wittgenstein. Friedrich von Wieser und Ludwig von Mises beeindruckten ihn als Lehrer; und Gottfried von Haberler, Fritz Machlup und Oskar Morgenstern waren seine nationalökonomischen Studienfreunde. Aus dieser Zeit stammt auch sein Interesse an Psychologie.

In Wien erwarb er mit 22 Jahren den juristischen, mit 25 Jahren den wirtschaftswissenschaftlichen Doktorgrad. Mit 28 erhielt er die Chance, das neugegründete Österreichische Institut für Konjunkturforschung zu leiten. In dieser Position warnte er im Monatsbericht von Februar 1929 aufgrund seiner Geld- und Konjunkturtheorie vor einer großen Wirtschaftskrise in den USA.

Vier Gastvorlesungen in London führten 1931 zur Berufung an die

London School of Economics and Political Science. In seiner neuen Heimat wurde er zum wichtigsten Gegenspieler von Keynes, zum bedeutendsten Kritiker der ökonomischen Theorie des Sozialismus und zum Warner vor den unvermeidlichen Folgen des Totalitarismus. Mochte ihm in den dreißiger Jahren der Erfolg über Keynes versagt geblieben sein, so sah er sich durch das Experiment des Keynesianismus vierzig Jahre später weitgehend bestätigt. Und seiner These, sozialistische Systeme seien auf die Dauer nicht lebensfähig, weil es ihnen nicht gelinge, das Wissen der Individuen adäquat zu nutzen, zu mobilisieren und zu mehren, gab erst die Geschichte der letzten Jahre recht. Sehr rasch dagegen fand von Hayek nach 1945 mächtigen Widerhall mit seiner Warnung vor dem »Weg zur Knechtschaft«. Dieses streitbare Buch hat vermutlich George Orwell inspiriert, der ihm eine Rezension widmete. Deutsche Kriegsgefangene in England empfanden das Buch wie eine Offenbarung; es kann dies auch aus persönlicher Erfahrung bezeugt werden.

In Chicago schrieb von Hayek in den fünfziger Jahren sein großes sozialphilosophisches Werk »The Constitution of Liberty«. Er widmete es »der unbekanntenen Zivilisation, die in Amerika heranwächst«.

Freiburg schließlich war der Ort, an dem von Hayek sich veranlaßt sah, die Rechtsphilosophie und das Schlagwort »sozial« in den Blick zu nehmen. »Law, Legislation and Liberty« heißt das Hauptwerk dieser Zeit. »The Fatal Conceit« nannte er das Alterswerk, das noch vor vier Jahren erschien und als sein Testament gelten darf.

Die fatale Einbildung, so von Hayek dem Sinne nach, ist ein Irrtum über Fakten: Zentrale Lenkungsinstanzen können nicht soviel an Wissen und Weisheit besitzen wie die Vielzahl der Individuen, die in einer spontanen Ordnung des Wettbewerbs freiwillig kooperieren, und dies im Rahmen von Regeln, die sich ihrerseits in einem evolutionären Prozeß herausgebildet und bewährt haben. Der Konservative wollte bewahrt sehen, was sich in der kulturellen Evolution behauptet hat; der klassische Liberale, als der er sich verstand, bekannte sich offen zur Neugier und zum Fortschritt der Erkenntnis.

Wie radikal er in seinem liberalen Denken war, bezeugt das Buch



Die geistesgeschichtlichen Wurzeln der Sozialphilosophie von Hayeks führen weit zurück, mindestens bis in das frühe achtzehnte Jahrhundert. Die Hauptstränge sind markiert durch die Werke von Carl Menger (1883) in Wien und der Philosophen des späten 18. Jahrhunderts in Schottland – Adam Smith (1776), Adam Ferguson (1767) und Josiah Tucker (1756). Reiche Quellen aus der Zeit davor waren für von Hayek die Schriften von David Hume (1740), in dem er den bedeutendsten Geistes- und Gesellschaftswissenschaftler der Neuzeit sah, und von Bernard Mandeville (1705), dem Zuwanderer aus Holland, von dem von Hayek sagte, daß er Hume erst möglich gemacht habe.

In dieser Tradition zielte von Hayek auf das Verstehen spontaner Ordnungen, also auf das, was man heute auch Selbstorganisation nennt. Vielfältiges Streben aus unterschiedlichen Motiven führt zu Prozessen und komplexen Zuständen, die zwar auf menschlichem Handeln beruhen, aber nicht auf einem menschlichen Entwurf. Es geht um das Gewachsene, nicht das Geschaffene, um Evolution, nicht um Kreation, um Wettbewerb, nicht um Planvollzug, um Verhaltensregeln und Gerechtigkeitsvorstellungen, die sich herausgebildet haben und aufgedeckt werden können, nicht um das von oben gesetzte positive Recht. Und wie mit den Sitten und Regeln verhält es sich mit der Sprache. Was im evolutionären Prozeß nicht eliminiert wird, bewahrt sich in der soziokulturellen Tradition, in der Weitergabe von Erfahrungen, die neu gewonnen oder erhärtet wurden. Die Nähe von Lamarck ist unverkennbar, ebenso der Abstand zur Soziobiologie. Darwin ist nach von Hayeks Verständnis durch Adam Smiths »Theory of Moral Sentiments« inspiriert worden. Solche »Darwinisten vor Darwin« erkannte von Hayek in vielen historischen Disziplinen. Er hob es hervor, ohne Darwins Größe anzweifeln zu wollen.

Der Wettbewerb war für von Hayek ein Entdeckungsverfahren, und zwar nicht nur auf den Märkten für Güter und Leistungen, sondern auch im Bereich der Ideen: Was sich nicht bewährt, scheidet aus. Man spürt die Nähe zu Karl Popper, auch in der These, es lasse sich die gewachsene Vorstellung von Gerechtigkeit entdecken, indem

man Schritt für Schritt überprüft und aussondert, was unvereinbar ist mit dem, was die Menschen an Regeln der Gerechtigkeit beherzigt haben, noch ehe diese Regeln in Worte gefaßt wurden.

Komplexe Phänomene wie die kulturelle Evolution könne man weder vorhersagen noch planen. Der Historizismus war für von Hayek – wie für Popper – ein Irrweg der Wissenschaft. Hegel und Marx verkörperten die sozialwissenschaftliche Gegenposition. Aus dem naturwissenschaftlichen Bereich erkannte von Hayek eine Gegenströmung, die er auf René Descartes zurückführte und – bezogen auf den Bereich der Sozialwissenschaften – als konstruktivistischen Rationalismus bezeichnete. Von Hayek sprach von Mißbrauch der Vernunft, von der Anmaßung von Wissen, von der Überheblichkeit der Wissenschaft. Es war deshalb nur ein Zeichen konsequenter Aufrichtigkeit, als er bei der Entgegennahme des Nobelpreises erklärte, er fürchte, dieser Preis verleihe mehr an Autorität, als in der Wirtschaftswissenschaft irgend einem einzelnen zustehen sollte.

Die Gesamtausgabe der Werke von Hayeks wird mindestens 22 Bände umfassen, darunter auch zwei Bücher, die nicht die Resonanz gefunden haben, die sie möglicherweise verdienen: das Buch zur Psychologie der Wahrnehmung (»The Sensory order«, 1952) und die tiefeschürfende Kapitaltheorie (»The Pure Theory of Capital«, 1941). Sehr lang ist die Liste der Ehrungen, die von Hayek hierzulande und in aller Welt zuteil geworden sind. Zu dem, was schon erwähnt wurde, sei nur hinzugefügt, daß er vielfacher Ehrendoktor war und höchste Auszeichnungen erhielt. Als britischer Staatsangehöriger (der er seit 1938 war) sah er sich besonders gewürdigt durch die Mitgliedschaft in der British Academy und durch die Aufnahme in den engeren Kreis des Ordens »Companions of Honour« im Jahre 1984.

Viele, die ihn kannten, sind tief beeindruckt von den Eigenschaften, die den Menschen von Hayek auszeichneten: das Mitfühlen und Zuhören im persönlichen Gespräch, der Witz des Erzählers, die natürliche Ausstrahlungskraft des Redners und Lehrers und die innere Bescheidenheit des suchenden Gelehrten, der profunde Spezialkenntnisse mit einer breiten humanistischen Bildung zu verbinden wußte. Man konnte mit ihm die Berge der Naturwelt ebenso erwandern wie

die Höhen seiner Geisteswelt. Ihm begegnet zu sein, war ein großes Glück.

Wenn es ein Wort gibt, das seine Staatstheorie in ihrem Kern erfaßt, so findet man es bei Hölderlin. Von Hayek wählte es als Motto für ein Kapitel seiner Streitschrift »Der Weg zur Knechtschaft«. Es lautet: »Immerhin hat das den Staat zur Hölle gemacht, daß ihn der Mensch zu seinem Himmel machen wollte.« Es muß die Deutschen von heute mit Genugtuung und Dankbarkeit erfüllen, daß dieser kritische Denker sich im Staatswesen der Bundesrepublik Deutschland ein Vierteljahrhundert heimisch fühlen konnte.

REDE VON  
CARL FRIEDRICH V. WEIZSÄCKER



## CARL FRIEDRICH V. WEIZSÄCKER

### ALEXANDER VON HUMBOLDT UND DIE NATURWISSENSCHAFT SEINER ZEIT

---

Bitte erlauben Sie mir, meinen Vortrag mit einer Anekdote zu beginnen.

Mein Vater hatte einen Vetter; ich glaube, es war Hermann Bilfinger, der später Arzt wurde. Dieser Vetter ging vor jetzt etwa 100 Jahren, in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, in Württemberg, ich glaube in Tübingen, ins Gymnasium – also in die Schule, die heute das humanistische Gymnasium genannt wird. In einer der obersten Klassen bot er einmal seinen Freunden eine Wette an: Er werde im nächsten deutschen Aufsatz, einerlei, welches Thema der Lehrer für diesen Aufsatz vorschreiben werde, im ersten Satz den Chimborasso erwähnen und sogar noch ein Lob dafür bekommen. Welches Thema der Lehrer vorschrieb, ist nicht überliefert. Aber der erste Satz des Aufsatzes lautete: »Als Alexander von Humboldt den Chimborasso erstiegen hatte, sagte er: ›Hier weht griechische Luft.«

Nun zu meinem Thema.

Vor 150 Jahren, 1842, gründete König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen die Friedensklasse des Ordens Pour le mérite, also den heutigen Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste. Alexander von Humboldt, der dem König nahestand, wurde der erste Kanzler des Ordens. Deshalb war es der Wunsch, bei der heutigen Erinnerung an das 150jährige Bestehen des Ordens einen Vortrag über

Alexander von Humboldt zu hören. Unser Ordenskanzler, Herr Zachau, hat mich gebeten, diesen Vortrag zu halten. Äußere Umstände führten dazu, daß er mir diese Bitte erst vor wenigen Wochen aussprechen konnte. Ich habe gerne zugesagt. Aber die Arbeiten, die ich in der Zwischenzeit abschließen mußte, haben mich gehindert, Humboldts Leben und Werk noch so gründlich zu studieren, wie ich es gern getan hätte. Ich habe das speziellere Thema gewählt: Alexander von Humboldt und die Naturwissenschaft seiner Zeit.

Ich will den Vortrag, der möglichst nicht länger als eine halbe Stunde dauern soll, in drei Teile teilen:

1. Alexander von Humboldts Leben,
2. sein Werk,
3. der historische Ort seines Werks.

### *1. Alexander von Humboldts Leben*

In meinem kurzen Überblick stütze ich mich auf zwei biographische Werke:

1. Alexander von Humboldt. Eine wissenschaftliche Biographie.  
Herausgegeben von Karl Bruhns, mit zehn Mitarbeitern, in drei Bänden, 1872–1874.
2. Alexander von Humboldt, von Adolf Meyer-Abich, ro-ro-ro 1967.

Die Brüder Wilhelm und Alexander von Humboldt, geboren 1767 und 1769, wuchsen in Berlin und im Schloßchen Tegel auf. Ihrem Großvater, einem preußischen Offizier, wurde 1738 der Adel verliehen. Ihr Vater war Offizier unter Friedrich dem Großen, nach einer Verwundung im Ruhestand königlicher Kammerherr. Ihre Mutter Marie Elisabeth Colomb entstammte einer wohlhabenden Hugenottenfamilie; ihrem Vermögen verdankten sie den Grundbesitz, auch in Tegel. Der Vater starb früh. Die Mutter sorgte für eine Ausbildung der Söhne durch Hauslehrer besten Niveaus. Diese Bildung trug Früchte. Man kann wohl sagen, daß, zum mindesten in der deutschen Tradition, niemand die zwei in unserer Zeit von C. P.

Snow unterschiedenen Kulturen, die humanistische und die naturwissenschaftliche Kultur, so deutlich und zugleich so vereinbar verkörpert hat wie die ihr Leben lang nahe befreundeten beiden Brüder Humboldt.

Alexander wählte das naturwissenschaftliche Studium, vor allem Botanik, Geologie, Bergbau, letztere Fächer bei dem großen Geologen Werner an der Bergbauakademie Freiberg in Sachsen. Er trat in den preußischen Bergbaudienst ein, bald – fünfundzwanzigjährig – mit dem hohen Titel »Bergmeister«. 1796 starb seine Mutter. Sein Anteil an dem Erbe machte ihn finanziell unabhängig. Als bald verließ er den Staatsdienst und bereitete sich auf die Ausführung seines großen Planes vor: der Forschungsreise nach Südamerika.

In dieser Phase verbrachte er 1797 ein paar Monate in Jena, wo sein Bruder Wilhelm weilte, und traf Schiller und Goethe. Die brieflichen Äußerungen der beiden Dichter über seine Person mögen uns interessieren.

Goethe schreibt an seinen Verleger Unger: »Die Gegenwart des Herrn Bergrat v. Humboldt macht mir, ich darf wohl sagen, eine ganz besondere Epoche, indem er alles in Bewegung setzt, was mich von vielen Seiten interessieren kann. Ich darf ihn wohl in seiner Art einzig nennen, denn ich habe niemanden gekannt, der mit einer so bestimmt gerichteten Tätigkeit eine solche Vielseitigkeit des Geistes verbände, es ist incalculabel, was er noch für die Wissenschaft tun kann.«

Schiller schreibt an seinen Freund Körner: »Über Alexander habe ich kein rechtes Urteil; ich fürchte aber, trotz aller seiner Talente und seiner rastlosen Tätigkeit wird er in seiner Wissenschaft nie etwas Großes leisten ... Es ist der nackte, schneidende Verstand, der die Natur, die immer unfaßlich und in allen Punkten ehrwürdig und unergründlich ist, schamlos ausgemessen haben will ... Er imponiert, weil er ein Maul hat und sich geltend machen kann.« Schiller zog Wilhelm bei weitem vor. Die Äußerungen sind wohl im Hinblick auf Goethe und Schiller ebenso interessant wie im Hinblick auf Alexander und Wilhelm.

Alexander reist 1799 auf eigene Kosten mit dem um vier Jahre jün-

geren französischen Botaniker Bonpland für fünf Jahre nach Lateinamerika. Diese Reise ist es, die ihn, mit Recht, weltweit berühmt gemacht hat. Aus reinem Forschungsinteresse, vielleicht so als erster europäischer Reisender, dringt er tief ins Land ein: in Venezuela, Kuba, Kolumbien, Ecuador, Peru, Mexiko. Adolf Meyer-Abich erzählt in der Einleitung seiner Biographie, wie er selbst mit Kollegen 1959 zur Hundertjahrfeier von Humboldts Todestag in Venezuela war und wie sie von einem Bauern auf dem Lande nach ihrer Herkunft gefragt, sich als Deutsche bekannten. Der Bauer rief aus: »Dann sind Sie also Landsleute des berühmten Gelehrten Alejandro de Humboldt!« Gefragt: »Aber woher kennen Sie denn Humboldt?« entgegnete er: »Aber das ist doch der Mann, der allen unseren Pflanzen und Steinen ihre Namen gegeben hat! Das lernen wir doch schon in der Schule.«

Diese Reise zu beschreiben und zu würdigen, wäre Gegenstand für einen anderen Vortrag als den heutigen. Ich nenne nur drei Einzelheiten.

Den vollen Text seiner Beschreibung des Aufstiegs auf den Chimborasso, der ihn bis 400 m unter den 6 500 Metern hohen Gipfel führte, konnte ich mir in der kurzen Vorbereitungszeit nicht beschaffen. In den Auszügen finde ich Schilderungen der Kälte, von Nebelschwaden und von Lippenbluten in der Höhe, und nicht von griechischer Luft. Aber ich finde eine viel spätere Bemerkung von ihm, er sei damals überzeugt gewesen, in größere Höhe über dem Meer gestiegen zu sein als irgendein Mensch vor ihm. Ist Streben nach höchstem Blick nicht auch griechisch? – frage ich.

Das zweite: Er erwägt und bespricht mit Partnern bereits den Gedanken des Panama-Kanals, seiner Vorteile für den Handel.

Drittens: Nach der Rückkehr aus Amerika trifft er in Paris den jungen Simon Bolivar, der seine südamerikanische Heimat verlassen hat. Im Gespräch sagt Humboldt, die Zeit für die Befreiung von Spanien sei reif. Bolivar, der dies selbst später erzählt hat, entschließt sich zur Rückkehr, wird der Führer des Freiheitskriegs, und heute heißt das Land Bolivien nach ihm.

Humboldt kehrt 1804 über Washington, wo er den Präsidenten Jef-

Person besucht, nach Europa zurück und wohnt bis 1827, wenngleich durch Reisen unterbrochen, in Paris. Das war damals möglich: ein preußischer Untertan als freier Gast in Paris während der napoleonischen Kriege. Er vollendet dort die 36 Bände des Berichtswerks über seine Reise mit ihren Forschungsergebnissen. Zugleich ist er Gesprächspartner der wichtigsten französischen Gelehrten, so der Biologen Cuvier, Lamarck, Geoffroy Saint-Hilaire, der Physiker und Chemiker Atrago, Biot, Gay-Lussac, auch von Laplace und Lalande und vielen anderen. Dann kehrt er für den Rest seines Lebens, vom 58. bis zum 90. Lebensjahr, nach Berlin zurück.

Die Pariser und zumal die Berliner Jahrzehnte zu beschreiben, wäre Thema für mehr als einen weiteren Vortrag. Eine nochmalige große Landreise findet 1829 statt, nach Rußland und Sibirien, von ihm, als Pendant zur amerikanischen Reise, als die asiatische Reise gesehen. Zu Hause war er unermüdlich tätig. Er blieb ein unverheirateter Mann, seit frühen Jahren naher Freundschaft fähig, aber hingegen an die Arbeit, an die Sammlung unermesslicher präziser Details, an systematische Gliederung der Daten, an den umfassenden Blick auf das Ganze und an die Darstellung dieses Blickes in Vortragsreihen und Büchern. Als Partner übt er weitgespanntes Mäzenatentum. Zu dieser Tätigkeit gehören auch die siebzehn Jahre, bis zum Tode, als Kanzler unseres Ordens, von ihm gewissenhaft und distanziert wahrgenommen. Lassen Sie uns über uns selbst lächeln. In der Biographie von 1872 behauptet der Autor: »Humboldt war selbstverständlich von der Lächerlichkeit der modernen Ordenszeichen durchdrungen. Die eigenen trug er nur, wo es durchaus erforderlich war. Trotz alledem hielt er, wie die Welt einmal sei, die Ordenszeichen für ein notwendiges Übel« (Band II, S. 329). Finden wir heute die Zeichen nicht ein Stück freundlicher Pietät zur produktiven Vergangenheit unserer Kultur?

## 2. *Sein Werk*

Was ist nun der Inhalt seines Werks? Ich gebe ihm selbst das Wort. Die Vorrede seines Alterswerks »Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung« beginnt, nach einer eindrucksvollen Bescheidenheitsformel:

»Wenn durch äußere Lebensverhältnisse und durch einen unwiderstehlichen Drang nach verschiedenartigem Wissen ich veranlaßt worden bin, mich mehrere Jahre und scheinbar ausschließlich mit einzelnen Disziplinen: mit beschreibender Botanik, mit Geographie, Chemie, astronomischen Ortsbestimmungen und Erd-Magnetismus als Vorbereitung zu einer großen Reise-Expedition zu beschäftigen; so war doch immer der eigentliche Zweck des Erlernens ein höherer. Was mir den Hauptantrieb gewährte, war das Bestreben, die Erscheinungen der körperlichen Dinge in ihrem allgemeinen Zusammenhang, die Natur als ein durch innere Kräfte bewegtes und belebtes Ganzes aufzufassen. Ich war durch den Umgang mit hochbegabten Männern früh zu der Einsicht gelangt, daß ohne den ernsten Hang nach der Kenntnis des Einzelnen alle große und allgemeine Weltanschauung nur ein Luftgebilde sein könne. Es sind aber die Einzelheiten im Naturwissen ihrem inneren Wesen nach fähig wie durch eine aneignende Kraft sich gegenseitig zu befruchten. Die beschreibende Botanik, nicht mehr in den engen Kreis der Bestimmung von Geschlechtern und Arten festgebrannt, führt den Beobachter, welcher ferne Länder und hohe Gebirge durchwandert, zu der Lehre von der geographischen Verteilung der Pflanzen über den Erdboden nach Maßgabe der Entfernung vom Äquator und der senkrechten Erhöhung des Standortes. Um nun wieder die verwickelten Ursachen dieser Verteilung aufzuklären, müssen die Gesetze der Temperatur-Verschiedenheit der Klimata wie der meteorologischen Prozesse im Luftkreise erspäht werden. So führt den wißbegierigen Beobachter jede Klasse von Erscheinungen zu einer anderen, durch welche sie begründet wird oder die von ihr abhängt. Es ist mir ein Glück geworden, das wenige wissenschaftliche Reisende im gleichen Maß mit mir geteilt haben: das Glück, nicht bloß

Küstenländer, wie auf den Erdumseglungen, sondern das Innere zweier Kontinente in weiten Räumen, und zwar da zu sehen, wo diese Räume die auffallendsten Kontraste der alpinischen Tropen-Landschaft von Südamerika mit der öden Steppennatur des nördlichen Asiens darbieten. Solche Unternehmungen mußten, bei der eben geschilderten Richtung meiner Bestrebungen, zu allgemeinen Ansichten aufmuntern, sie mußten den Mut beleben, unsere damalige Kenntnis der siderischen und tellurischen Erscheinungen des Kosmos in ihrem Zusammenhang in einem einzigen Werke abzuhandeln. Der bisher unbestimmt aufgefaßte Begriff einer *physischen Erdbeschreibung* ging so durch erweiterte Betrachtung, ja, nach einem vielleicht allzukühnen Plane, durch das Umfassen alles Geschaffenen im Erd- und Himmelsraume in den Begriff einer *physischen Weltbeschreibung* über.«

So beginnt dann die Darstellung im ersten Band des Werks »Kosmos« mit der Astronomie. Man kannte damals (1844) schon durch Messungen von Bessel und anderen die ersten Fixsternparallaxen, also die Entfernungen der näheren Fixsterne. Es gibt schon den Begriff des Milchstraßensystems, es gibt Studien über Doppelsterne. Das Planetensystem unserer Sonne wird beschrieben, auch die Kometen. Die Erde wird geologisch analysiert. Humboldt folgt nicht mehr der Meinung seines Lehrers Werner und seines verehrten Partners Goethe, welche alle Gebirge aus Sedimenten einer frühen Flüssigkeit entstehen läßt, dem »Neptunismus«. Goethe, noch spät ein Bewunderer Humboldts, warf ihm gleichwohl leidenschaftlich seinen »Vulkanismus« vor, als einen Glauben an Gewaltprozesse in der Geschichte der Natur. Das frühe Zentrum der Arbeiten Humboldts war die Pflanzengeographie, die er im eben verlesenen Text charakterisiert: die Verteilung des Lebens auf der Erde ist weitgehend klimatisch erklärbar.

Der zweite Band des »Kosmos« ist der »Geschichte der physischen Weltanschauung« gewidmet, wie sie sich im Abendland vor den frühen Kulturen ums Mittelmeer über die Griechen, Römer, Araber entwickelt hat bis zur Neuzeit, also der »Zeit der großen ozeanischen Entdeckungen« und der »Zeit der großen Entdeckungen in den

Himmelsräumen durch das Fernrohr«. Der dritte Band ist dem Detail der Astronomie gewidmet, der vierte Band den irdischen Erscheinungen in Geologie und Geographie. Ein fünfter Band erschien posthum.

### *3. Der historische Ort seines Werks*

Der »Kosmos« stellt einen Entwurf dar, um die Ganzheit der Natur in der Fülle ihrer Einzelheiten wahrzunehmen. Ich ende mit drei Fragen:

1. Wie steht Humboldt mit diesem Entwurf in der Geschichte der abendländischen Naturwissenschaft bis zu seiner Zeit?
2. Wie steht Humboldt damit in der geistigen Bewegung Deutschland seiner Epoche?
3. Wo steht Humboldt, gesehen im Lichte der Entwicklung unseres Bildes der Natur bis heute?

1. Große Entwürfe der Ganzheit der Natur kennt schon die griechische Philosophie, verschwistert mit der Astronomie. Nach dem Jahrtausend politischer Krisen der Spätantike und des frühen Mittelalters, einer Zeit, die einen Trost in der Umdeutung der christlichen Botschaft auf eine Jenseitshoffnung fand, wendet sich das Abendland, mit dem Hochmittelalter beginnend, wieder entschlossen dem Diesseits zu. Wie für die Theologie der Scholastik wird hier für die neu sich anbahnende Naturwissenschaft Aristoteles durch rund drei Jahrhunderte der große Lehrer. Ich nenne Aristoteles ausdrücklich, denn bei der Vorbereitung meines Vortrags frappierte mich plötzlich die Verwandtschaft seines Denkens mit dem Denken Humboldts, worüber ich in der Literatur keine Bemerkung gefunden habe. Gewiß gibt es Unterschiede: im Bild der Einzelheiten, die man zweitausend Jahre nach Aristoteles anders kannte, und darin, daß Aristoteles zentral Philosoph ist, Humboldt jedoch Naturforscher. Aber das wissenschaftliche Paradigma zur Philosophie ist für Aristoteles nicht wie für Plato die

Mathematik, sondern wie für Humboldt die empirische Breite der Lebenserscheinungen, die Biologie. Das Leben ist für Aristoteles die ewige Selbstbewegung des Wirklichen in der sinnvollen Verflochtenheit von Kausalität und Finalität; es ist die ewige Gegenwart des Eidos, der Gestalt in den stets die Gestalt, die Spezies, reproduzierenden Individuen, die selbst entstehen und sterben. Diese Sicht der Natur ließ sich leicht mit der christlichen Schöpfungstheologie vereinbaren. Und die Gegenwart des ganzheitlichen Sinns in der Fülle der kausalen Details finde ich wieder als eine Grundempfindung von Humboldts Blick auf die Natur. Das Wort »Schöpfung« wird von ihm, dem Aufklärer, nicht hervorgekehrt, aber ebensowenig vermieden.

Der Höhenflug der neuzeitlichen Naturwissenschaft, ansetzend in den anderthalb Jahrhunderten von Kopernikus bis Newton, findet freilich nicht Biologie, sondern Mathematik und Astronomie als Ausgangspunkt, nicht Aristoteles, sondern Platon als Patron. All dies nimmt Humboldt freudig und widerspruchslos auf. Sein Thema aber bietet ihm die Erfahrungsfülle des 18. Jahrhunderts in Lebensformen aller Kontinente und vor allem auch in Fossilien. Die Geschichte der Natur wird nun ein mögliches Thema. Das Zentrum von Humboldts eigener schöpferischer Arbeit, die Pflanzengeographie, stellt die Frage, wie die Verteilung der Spezies über Kontinente und über Bergeshöhen kausal zu erklären sei. Darum muß er nach Südamerika und Nordasien reisen, darum muß er den Chimborasso besteigen. Arten von Pflanzen und Tieren sind offenbar einst untergegangen, neue sind entstanden. Von geographischen »Schöpfungszentren« spricht man zeitgenössisch. All dies soll empirisch aufs genaueste erforscht werden.

2. Kurz ein paar Bemerkungen über Humboldts Ort im geistigen Deutschland seiner Epoche. Die Naturwissenschaft war noch vorwiegend Werk der westlichen Nationen. In Paris fand Humboldt seine bedeutendsten Partner. In Deutschland aber hatte Kant gewirkt, lebte Goethe, war Schelling Humboldts um 6 Jahre jüngerer Zeitgenosse. Mit Schelling hat er noch 1807 einen freundlichen Briefwechsel, da Schelling die Notwendigkeit der Empirie

voll anerkennt, auch wenn er glaubt, die Prinzipien der Natur selbst rein spekulativ begründen zu können. Später, in Humboldts Berliner Zeit, steht ihm die Spekulation des Deutschen Idealismus völlig fern. Mit Goethe weiß er sich enig im wahrnehmenden Glauben an die Harmonie der Natur; Goethes Mißbilligung Newtons oder des Vulkanismus bleibt ihm fremd. Dem jungen Humboldt schreibt Goethe 1795: »Da Ihre Beobachtungen vom *Element*, die meinigen von der *Gestalt* ausgehen, so können wir nicht genug eilen, uns in der Mitte zu begegnen.« »Element«, das ist hier Chemie und Kausalität, »Gestalt« ist Anschauung und harmonischer Sinn. – Humboldts spätere Wirkung in Deutschland hat schließlich sehr viel zum Wachstum der Naturwissenschaften bei uns beigetragen.

3. Wie aber schritt die Naturwissenschaft über Humboldts Sicht hinaus? Hier dürfte der zentrale Begriff eben die Geschichte der Natur sein, die Evolution des Lebens. Woher kommen die neuen Arten? Humboldt kannte Cuvier, Lamarck, Geoffroy Saint-Hilaire. Ich habe bei meinen zu knappen Studien keinen Bezug Humboldts gefunden auf die schon 1830 aufgetretene und von Goethe begrüßte Debatte zwischen Cuviers Meinung, die Arten würden stets neu erschaffen, und der beiden anderen Meinungen, die Arten stammten voneinander physisch ab, es sei also Gestaltwandel in den Ahnenreihen möglich. Zum großen Thema der Debatte wurde die Evolution erst durch Darwins Versuch, sie kausal durch Variation und Selektion zu erklären. Humboldts Denkweise ist essentiell vordarwinistisch.

Dies bedeutet aber die Grenze zwischen zwei Zeitaltern des Denkens. Mit gutem Grund war Darwin öffentlich umstritten. Nicht, weil er sachlich unrecht gehabt hätte – die heutige Biologie, nach Mendel und seit der Molekulartheorie der Genetik, ist unbefangen darwinistisch. Aber weil seine Lehre einen Bruch erzwang mit der harmonistischen Sicht der Natur, welche den Traditionen der griechischen Philosophie und der christlichen Schöpfungstheologie gemeinsam ist. »Struggle for survival« bedeutet zwar sprachlich zunächst »Strampeln ums Überleben«, aber es impli-

ziert den Kampf um den Lebensraum zwischen den Spezies, und auch zwischen den Individuen einer Art. Darwin gab der pessimistischen Ökonomie von Malthus, nach welcher die Menschen sich stets so lange vermehren, bis sie hungern, eine optimistische Wendung: der Lebenstüchtigste überlebt. Aber damit wird der Konflikt kausal gerechtfertigt. Weder Platon und Aristoteles noch die Schöpfungsgeschichte der Bibel haben die Herkunft des Bösen erklärt, des Bösen, das doch eine unausweichliche Erfahrung ist, eine unausweichliche Erfahrung gerade auch der biblischen Religion. Anders als die harmonischen Träume des Abendlandes hat der Buddhismus Durst, Leiden und Einsichtslosigkeit als Grunderfahrungen anerkannt, um den Weg zu ihrer Überwindung einzuschlagen. In diesem Gespräch liegt nach meiner Überzeugung eine der größten denkerischen Aufgaben unserer Zukunft.

Gleichwohl aber ist auch die Harmonie eine Grunderfahrung, zumal die Harmonie eines Ganzen gegenüber den Teilen. Wir haben keinen Grund, dieses Element unserer Tradition beim zukünftigen Gespräch zu vergessen. Die heutige Quantentheorie der Physik, symbolisch interpretiert, eröffnet hier vielleicht einen Weg in der Naturwissenschaft selbst. Aber dies wäre wieder ein anderer Vortrag. Seien wir Humboldt dankbar für seine Intensität und für seinen umfassenden Blick!



AUSHÄNDIGUNG DER ORDENSZEICHEN  
AN NEUE MITGLIEDER



Übergabe der Ordenszeichen durch den Ordenskanzler  
HANS GEORG ZACHAU an

BERNARD ANDREAE, HERBERT GIERSCH,  
FRIEDRICH HIRZEBRUCH

bei der öffentlichen Sitzung im Festsaal des Berliner  
Rathauses am 2. Juni 1992.

FRANZ WIEACKER sprach die Laudatio auf BERNARD ANDREAE:

Verehrter, lieber Herr Andrae,

mit Ihrer Wahl zum Mitglied des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste und Ihrer Annahme wird eine archäologische Tradition fortgesetzt, die bis in die Anfänge unseres Ordens zurückreicht. Die Friedensklasse dieses Ordens ist vor 150 Jahren aus dem Geist des gleichen Humanismus gestiftet worden, der in unserem Lande einen beispiellosen Aufstieg der klassischen Altertumswissenschaften zeitigte. Die bedeutenden italienischen Antiquare Avelini und Graf Borghese zählten schon zu den ausländischen Gründungsmitgliedern. In Deutschland wurde zunächst auch die Archäologie durch große Namen der klassischen Altertumswissenschaft mitrepräsentiert. Als sie dann als akademische Sonderdisziplin aus diesem Verbund hervortat, haben sie Richard Lepsius, der bereits dem königlichen Ordensstifter verbunden war, und nachmals Theodor Wiegand vertreten. Nach seiner Wiedererstehung nach dem letzten

Krieg konnte unser Orden alsbald Ludwig Curtius und Ernst Buschor gewinnen; ihnen folgten unser langjähriger Ordenskanzler Kurt Bittel sowie Boris Piotrowskij in St. Petersburg, von denen wir erst jüngst Abschied nehmen mußten. So betreten Sie, verehrter Herr Andreae, jetzt einen wohlgebahnten Weg.

Aber noch ein näherer Zusammenhang verknüpft Sie mit bewährter Ordenstradition. Erst kürzlich hat Sie das Vertrauen und die Anerkennung der deutschen Archäologen zur Leitung des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom berufen, wohl der bedeutendsten Stätte archäologischer Präsenz unseres Landes in den klassischen Ländern. Gerade die Gründung dieses Instituts geht aber auf die gleiche Zeit und die gleichen Bestrebungen zurück, die wenige Jahre später zur Stiftung des Ordens unter der Ägide Alexander von Humboldts führten. Eben Richard Lepsius war es, der noch 1880 ganz im vor-wilhelminischen Geist der alten humanistischen Reformer Preußens die großgedachte Erwartung an ein Mitglied des Instituts aussprach, er werde das Wort wahr machen, daß es dem Menschen gegeben ist, mit seinen Zwecken zu wachsen. So tritt denn mit Ihnen wiederum, nach Ludwig Curtius, ein früherer Leiter des Instituts in unseren Kreis ein.

Aber es ist ja heute nicht meines Amtes, Traditionen nachzugehen, sondern den neuen Consodalen des Ordens mit einer Laudatio der festlichen Öffentlichkeit vorzustellen. Sie gehören der Gelehrten-generation an, die heute auf der Höhe ihres Wirkens steht. Geboren in Graz 1930, haben Sie sich in Bonn habilitiert, dem die deutsche Altertumswissenschaft so viel verdankt und dessen Gastfreundschaft auch unser Orden seit seiner Erneuerung so viel schuldet. Sie folgten dann ansehnlichen Berufungen und traten jüngst das so ehrenvolle wie verantwortliche Amt in jenem Italien an, mit dessen Erbe und dessen Gegenwart Sie seit alters her so viel verbindet. Ihr Lehren und Wirken ist geprägt durch diejenige Linie der europäischen und deutschen Archäologie, die über Winckelmann zurückführt zum italienischen Humanismus: jener klassischen Archäologie also, der sich erst seit den ehrgeizigen Großunternehmungen im Wettbewerb der modernen europäischen Nationen jene zweite Richtung zugesellte,

die durch methodische Bodenforschung und Fundgrabung vergangene Kulturen erschließt, indem sie das authentische, aber stumme Zeugnis der Realien befragt. Demgegenüber gilt die klassische Archäologie der Sprache der hohen Bildwerke und ihrer Hermeneutik, Sprache im doppelten Sinn: ihrer Formensprache als höchstem Ausdruck geistiger Existenz und der Sprache ihrer Bildprogramme als höchstem Ausdruck des historisch-politischen Selbstverständnisses, zumal der beiden klassischen Kulturen des Altertums. Gewandelt hat sich dabei ihre Erkenntnisabsicht: Suchte sie dereinst von der Renaissance bis zum zweiten Humanismus den Kanon der eigenen Gesittung, so heute in immer konkreterem Zugriff die Evokation historischer Existenz.

*Dieser Weg, scheint uns, hat Ihr Wirken geleitet, seit Sie mit den Studien zur römischen Grabkunde und Malerei hervortraten. Er bestimmte auch das große Thema, das alsbald in den Mittelpunkt Ihres Schaffens rückte und Ihrem Namen in einem so weiten Kreis der Freunde der klassischen Antike den Widerhall gibt. Es ist der Fragenkreis, der den Bogen spannt zwischen zwei Bildwerken, die beide gründende Erfahrungen des europäischen und gerade auch des deutschen Humanismus geworden sind; einmal der »Laokoon« zu Rom, dessen Auffindung zur Zeit des jungen Michelangelo ein entscheidender Anstoß für die italienische Hochrenaissance wurde und der uns Deutsche in Lessings Schrift eine Inkunabel unserer frühklassischen Literatur geschenkt hat, und zum anderen der uns hier in Berlin so gegenwärtige Pergamonaltar, Dokument zugleich eines hohen Anspruchs imperialer Archäologie des zweiten Reichs wie Brennpunkt unablässiger Forschung. Die Zündung zwischen diesen beiden Polen gab, wie Sie sofort verstanden, der erregende Fund der reichen Fragmenteschätze in den Grotten von Sperlonga (und in Baiae) an den Küsten des Thyrrenischen Meeres. Sie erfuhren nicht nur das Glück der Wahl eines großen Themas, sondern auch die Mühen einer solchen Lebensarbeit.*

Von Sperlonga aus fanden Sie den Weg zurück zur Identifikation jenes bisher nur namentlich bekannten Meisters der pergamenischen Skulptur, Phrymochos, einer greifbaren Bildüberlieferung, und von

dort wieder zu der römischen Reichskunst des julisch-claudischen Kaiserhauses und damit auch zu den Ausgangsbedingungen der folgenden Epochen. In dem soeben angedeuteten Sinn gingen Sie dabei den Weg der heutigen Archäologie zugleich zur Formensprache der Skulptur als Ausdruck geistiger Existenz wie zu der Funktion eines Bildprogramms für das Selbstverständnis der Auftraggeber dieser Kunst: einerseits nämlich des späten pergamenischen Reichs in seinen Überlebensnöten und andererseits der Stellung des Laokoonprogramms in der Reichsideologie des frühen Prinzipats: dem Trojamythos, den bereits die römische Republik adoptiert und den der erste Princeps Augustus durch den Auftrag an Vergil zum Fundament der Selbstdeutung der römischen Mission gemacht hatte.

Wir dürfen vermuten, daß neben anderen Forschungsunternehmungen und den großen Aufgaben des Römischen Instituts auch diese Forschungen Sie weiterhin in Atem halten werden: Ihnen selbst zum Lebensglück eines sich rundenden Forschungsziels, Ihrer Wissenschaft und der humanistischen Öffentlichkeit zu reichem Gewinn und zum Ansehen des Ordens, der heute die Ehre hat, Ihnen das Große Ordenszeichen zu überreichen.

Herr ANDREAE dankte mit folgenden Worten:

Es war für mich ein tief bewegender Moment, als Sie, sehr verehrter Herr Ordenskanzler, gestern in der Friedenskirche in Potsdam einen Kranz am Grabe des Gründers des Ordens *Pour le mérite* niederlegten. Der König Friedrich Wilhelm IV. war nämlich als Kronprinz im Jahre 1829 der Protektor der Gründung des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom, das ich zur Zeit leiten darf. Vor meinem Dienstzimmer steht nicht nur die Büste des Kronprinzen, sondern auch diejenige von Alexander Humboldt, der zu den Institutsgründern gehört und von dem der Anstoß auch zur Ausweitung des Ordens auf eine Friedensklasse für Wissenschaften und Künste ausging. Seit acht Jahren erweise ich jeden Morgen, wenn ich zur Arbeit gehe, diesen Männern meine Reverenz. Ich kann meine Dankbarkeit für die Aufnahme in den von diesen Männern gegrün-

deten Orden nur schwer in Worte fassen. Ich bin mir bewußt, daß diese Ehrung nicht nur meiner Person, sondern allen Archäologen gilt, die in der ganzen Welt Mitglieder dieses Instituts sind. Ich kann nur versprechen, den großen Vorgängern, Ludwig Curtius, Ernst Buschor und Kurt Bittel nachzueifern, dessen Namen auf dem Ordenszeichen eingraviert ist, das ich nun tragen soll. Nachzueifern in dem von Herrn Wieacker mit so freundlichen Glückwünschen bedachten Bemühen, die Kenntnis des Altertums für die gegenwärtigen Menschen nutzbar zu machen.

THEODOR ESCHENBURG sprach die Laudatio auf HERBERT GIERSCH:

Herr Bundespräsident,  
meine Damen und Herren!

Sie, verehrter Herr Giersch, sind in anderthalb Jahrhunderten des Kapitels der sechste Nationalökonom;

19 Jahre nach der Gründung, 1861, noch als Kameralist bezeichnet, Friedrich Benedikt Wilhelm von Hermann;

31 Jahre nach dessen Tod, 1899, Gustav von Schmoller;

1918 Georg Friedrich Knapp,

1956 Luigi Einaudi,

1977 Friedrich August von Hayek.

In der Weimarer Zeit von 1922–1933 nicht ein einziger Nationalökonom.

Ihr Habilitationsvortrag 1950 beginnt mit einem Zitat von Werner Sombart aus dem Jahre 1909: »Wer glaubt denn außerhalb unseres Kreises noch an nationalökonomisches Wissen?« Nicht wenige aus den Reihen der klassischen Disziplinen verachteten den Eindringling. Das üble Wort »Schmalspur-Jurisprudenz« grassierte. Diese Diffamierung hörte in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre auf. Über Ihr Studium nach dem Zweiten Weltkrieg schreiben Sie: »Mit einer einzigen Ausnahme waren die Vorlesungen der Volkswirtschaftslehre auf Geschichte und Ideengeschichte ausgerichtet ... Anstatt sich mit der gegenwärtigen oder künftigen Entwicklung zu

beschäftigen, hinkten die Professoren dem Geschehen etwa um ein halbes Jahrhundert hinterher, und die sie, wenn überhaupt, Beantwortenden waren nicht jene, die ich faszinierend gefunden hätte. Von diesem Augenblick an war ich auf der Suche nach einer »politischen Ökonomie«, genauer nach einer Form der Volkswirtschaftslehre, die im Dienst der Wirtschaftspolitik genutzt werden könnte.«

Sie berichten von »Ihrem ungläubigen Staunen über die Reaktion der Regierung auf Arbeitslosigkeit und Armut sowie von der Angst der Leute vor dem erneuten Ausbruch der Inflation ... Gibt es da keine akademische Disziplin, die eine Antwort bereitstellt, keinen Gelehrten, der sich in der Öffentlichkeit äußert?« Sie meinen: »Die akademische Disziplin der Volkswirtschaftslehre« und »den Berufsstand der Volkswirtschaftler in der Öffentlichkeit«. Sie sprechen vom »public economist«, einem »Anwalt des öffentlichen Interesses im Getriebe einer Volkswirtschaft«.

Ihr französischer Kollege Edouard Malinvaud sagt in seiner Laudatio: »Giersch vergaß nie die Gründe, die ihn dazu gebracht haben, Volkswirtschaftler zu werden, um vor allem seinen Mitbürgern zu helfen, bessere Antworten auf die Herausforderung durch ökonomische Schwierigkeiten zu finden.« Ihnen kam es darauf an, daß bei politischen Entscheidungen die ökonomische Ratio nicht verdrängt wird, vielmehr überhaupt in den Köpfen der Politiker Platz findet. In erster Linie sollen Mitgliedern der handelnden Regierung mit dem ihnen inhärenten Machtstreben, die auf Wiederwahl bedacht, dem Tagesgeschehen verhaftet, dem Parteienstreit ausgesetzt sind, von wirtschaftswissenschaftlichen Ratgebern begründete Entscheidungshilfen, etwas zu tun oder anderes zu unterlassen, angeboten werden.

Der public economist muß es auf Herausforderung ankommen lassen. Deshalb ist Unabhängigkeit in jeder Beziehung, von Interessengruppen und Unternehmen, von politischen Parteien und Regierungspolitikern, eine unabdingbare Voraussetzung. Er kann nicht wirtschaftliche Entscheidungen beeinflussen, ohne an die Öffentlichkeit zu gehen. Seine wissenschaftlich begründete »normative Grundhaltung«, Basis seiner Bewertung, hat er bekanntzumachen.

Diese Ihre Maximen haben Sie in Wort und Schrift nicht nur vertreten, sondern haben sie in Ihrer Praxis strikt eingehalten. »Weshalb sollte«, schreiben Sie, »ein Volkswirtschaftler auch davor zurückschrecken, in dem spärlich bevölkerten Feld zwischen der reinen Volkswirtschaftslehre und ihrem Elfenbeinturm einerseits und dem Schlachtfeld praktischer Politik andererseits, Einfluß zu gewinnen?« Regierungsmitglieder, die über ökonomische Ratio verfügen und diese trotz vielfacher und harter Widerstände im Kabinett zur Geltung bringen, wie Ludwig Erhard und Karl Schiller, mit Abstand auch Alex Möller, sind bis heute seltene Erscheinungen geblieben. Unter der Kanzlerschaft Erhards wurde durch Bundesgesetz der »Sachverständigenrat zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung« 1964 errichtet. Der Rat bestand aus fünf Mitgliedern, Hochschullehrern oder Mitarbeitern von wissenschaftlichen Instituten. Nach dem Gesetz soll er untersuchen, wie »im Rahmen der marktwirtschaftlichen Ordnung gleichzeitig stabiles Preisniveau, sicherer Beschäftigungsstand und außenwirtschaftliches Gleichgewicht bei stetigem und angemessenem Wachstum gewährleistet werden kann, soll Fehlentwicklungen und Möglichkeiten ihrer Beseitigung aufzeigen«. Jährlich erstellt er für die Bundesregierung ein Gutachten über die gesamtwirtschaftliche Lage und absehbare Entwicklung, das zu veröffentlichen ist. Der Rat darf keine Empfehlungen geben, kann aber Handlungsalternativen vorlegen. Binnen acht Wochen hat die Bundesregierung im Bundestag Stellung zu nehmen. Der Sachverständigenrat ist nicht ein Gegengewicht der Regierung, wie es das Bundesverfassungsgericht und die Bundesbank sein kann. Er befindet sich auch nicht in der Rolle einer Oppositionspartei, vielmehr ist er eine Einrichtung der Entscheidungsvorbereitung, nicht der Entscheidungsfindung, die allein Sache der Regierung bleibt.

Der Kern des Gutachtens ist die Pflicht der Regierung zur öffentlichen Stellungnahme. Der Rat soll Anreger und Kontrolleur des Regierungshandelns sein. Das ist Sinn und Zweck des Öffentlichkeitsprinzips. Darin liegt eine institutionalisierte Herausforderung. Von der Regierung werden Antworten verlangt, nicht nur Ja oder Nein,

lediglich Ankündigung von Ablehnung oder Abweichung, sondern deren Begründung. Entscheidend kommt es auf die Argumentation an, aber sie kann nicht erzwungen werden. Durch ausweichende Erwiderungen kann die Regierung sich der Beweislast entziehen, die Herausforderung einschränken, die Effektivität der Ratsvoten schwächen. Das Öffentlichkeitsprinzip hat zu harten Konflikten, zu teilweise demagogischen, geradezu beleidigenden Entgegnungen geführt.

In dem System von Parteien und Interessengruppen gilt diese unparteiische Institution als ein unbequemer, wenn nicht gar feindseliger Fremdkörper, als ungeliebter Ratgeber, wie die ZEIT schrieb. Wenn der Kampf gegen den Rat zum Teil so ruppig geführt wurde, so aus Furcht vor der Autorität des Sachverständes.

Das Gesetz konnte nur Rahmenbedingungen für das Wirken der neuen und einzigartigen Institution geben. Die Etablierung war deren Sache. In erster Linie, Herr Giersch, haben Sie als unangefochtener primus supra pares mit Ihrer unerschrockenen »intellektuell leadership«, unbestritten von Anhängern und Gegnern, Ihrem intelligenten und festen Widerstand und Ihrem Pioniergeist versucht, das Gesetz auszuschöpfen und damit dem Rat das Fundament gelegt.

1969 wurden Sie Präsident des Instituts für Weltwirtschaft und Seeverkehr in Kiel und sind es bald zwanzig Jahre geblieben. In Ihrer Antrittsrede haben Sie den Mitarbeitern gesagt: »Sehen wir im Institut für Weltwirtschaft eine Forschungsstätte, die durch Wissen Vorauswissen zu produzieren versucht. *Savoir pour prévoir* – und hinzugefügt die aus Erfahrung skeptische, aber nie aufgegebene Hoffnung: *gouverner c'est prévoir*. Ihr Interesse an und Ihre Aktivität in der Wirtschaftspolitik hat nicht nachgelassen, im Gegenteil, Sie haben sie um die internationale Dimension erweitert. »Ihnen«, sagt Gerhard Fels, »ist es gelungen, den Ruf des Instituts als Zentrum weltwirtschaftlicher Forschung auszubauen und über die nationalen Grenzen hinaus zur Geltung zu bringen.« Unter Ihrer Leitung ist das Institut mit seinen empirischen Forschungsergebnissen in die Rolle eines wirtschaftspolitischen Ratgebers hineingewach-

sen. Sie haben vom Elfenbeinturm der Volkswirtschaftslehre gesprochen. Schon bei der Lektüre Ihres Habilitationsvortrages hat man Zweifel, daß dieser eine für Sie passende Behausung war. Was Sie charakterisiert, ist der öffentlich ebenso stets und streng gelehrte wie auf die wirtschaftspolitische Praxis bezogene Ratgeber. Als deutscher Nationalökonom sind Sie weltweit vielbegehrt und hochgeehrt.

Im Namen der Mitglieder heiße ich Sie willkommen. Das Kapitel will Sie ehren und empfindet zugleich Ihre Mitgliedschaft als eine Ehrung. Ich bitte Sie nunmehr die Insignien vom Kanzler entgegenzunehmen.

Herr GIERSCH dankte mit folgenden Worten:

Ich habe mich sehr herzlich zu bedanken für die Wertschätzung, die mir durch die ehrenvolle Aufnahme in den Orden entgegengebracht wurde, und für die Anerkennung, die ich aus Ihren Worten, verehrter Herr Eschenburg, heraushören durfte.

Erwartungsvoll blicke ich auf den Austausch der Gedanken in diesem Kreise. Mehr noch als der multilaterale Handel mit Gütern, der die Arbeitsteilung der Hände bewegt, verspricht der multidisziplinäre Austausch der Gedanken, der die Arbeitsteilung der Köpfe trägt, einen subjektiven Nutzengewinn für alle, die daran teilhaben; es ist dies unabhängig davon, ob es bei der eigenen Leistungsbilanz einen positiven oder negativen Saldo geben wird.

Mein Wunsch besteht darin, daß von diesem Nutzengewinn möglichst viel auf vielfältige Weise auch der Allgemeinheit zugute kommt.

HERMANN HAKEN sprach die Laudatio auf FRIEDRICH HIRZEBRUCH:

Herr Bundespräsident,  
Herr Ordenskanzler,  
lieber Herr Hirzebruch,  
meine sehr verehrten Damen, meine Herren,

Ihnen, lieber Herr Hirzebruch, begegnete ich erstmals vor etwa 40 Jahren in Erlangen in einem Ihrer Vorträge. Ich erinnere mich noch sehr gut daran, wie sehr wir alle von Ihrem Stil und Ihrer gedanklichen Tiefe beeindruckt waren.

Friedrich Hirzebruch wurde am 17. Oktober 1927 in Hamm/Westfalen geboren. Er studierte Mathematik, Physik und Mathematische Logik an der Universität Münster (1945–1950) und an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich (1949–1950). Seine Promotion zum Dr.rer.nat. erfolgte 1950 an der Universität Münster. Von 1952–1954 verbrachte er eine höchst fruchtbare Zeit am Institute for Advanced Study in Princeton, USA. Seit 1956 ist er Ordentlicher Professor der Mathematik an der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Bonn und seit 1980 Direktor des Max-Planck-Instituts für Mathematik in Bonn.

Im Vordergrund der zahlreichen Arbeiten von Hirzebruch stand die Anwendung topologischer Methoden auf die algebraische Geometrie. Durch seine fundamentalen, 1954 erschienenen Arbeiten erlangte er schon in jungen Jahren Weltruhm. Die hier behandelten Probleme sind nicht nur für die Geometrie, sondern auch für die Theorie von Funktionen komplexer Veränderungen, wie schon von Riemann gezeigt wurde, von grundlegendem Interesse.

In Hirzebruchs Arbeiten handelt es sich aber um den viel allgemeineren Fall von algebraischen Varietäten, die in einem  $n$ -dimensionalen komplexen projektiven Raum eingebettet sind. Diese Gebilde lassen sich sowohl algebraisch als auch topologisch charakterisieren. Hirzebruchs frühe Leistung bestand darin, daß er tiefliegende Beziehungen zwischen diesen Charakterisierungen aufstellen konnte, die zugleich eine Reihe wichtiger, teilweise schon bekannter Theo-

reme als Spezialfälle enthielten. Die Hirzebruchschen Resultate gehen aber weit über diese Spezialfälle hinaus.

In seiner diesbezüglichen Arbeit »Arithmetic Genera and the Theorem of Riemann-Roch for Algebraic Varieties« (Proc. National Academy of Science, USA, 40, 110 (1954)) stellte Hirzebruch eine Formel für die Euler-Poincaré-Charakteristik (d.h. eine analytische Charakterisierung) der oben genannten Varietät  $V_n$  auf, wodurch diese Charakteristik durch die Chern-Klassen des Tangentialbündels von  $V_n$  und einem weiteren Bündel (d.h. eine topologische Charakterisierung) ausgedrückt wird.

Als Spezialfälle hieraus folgen ein Theorem über den Toddschen Genus, das Theorem von Riemann-Roch für beliebige Dimensionen und weitere Theoreme. In seinem 1956 erschienenen Buch »Topologische Methoden in der algebraischen Geometrie«, das zugleich seine Habilitationsschrift darstellte, legt Hirzebruch eine umfassende Darstellung seiner Resultate vor. Aus ihm wird deutlich, in welcher genialer Weise Hirzebruch damals noch ganz neue Methoden, z.B. aus der von J. Leray begründeten Theorie der Garben, der Theorie charakteristischer Klassen und der Resultate von R. Thom über differenzierbare Mannigfaltigkeiten, verwendete.

Diese Ergebnisse von Hirzebruch waren Ausgangspunkt von Untersuchungen bedeutender Mathematiker, deren Ergebnisse in die dritte, 1966 erschienene Auflage, jetzt in englischer Übersetzung, einfließen. Schon hier wird erkennbar, welchen richtungsweisenden Einfluß Hirzebruchs Werk auf die moderne Mathematik hat. Als Beispiel seien hier nur die Arbeiten von M. F. Atiyah und J. M. Singer genannt.

Von den zahlreichen weiteren Arbeiten Hirzebruchs kann ich aus Platzgründen nur noch wenige weitere beispielhaft herausgreifen. Hierzu gehört der von Hirzebruch und K. H. Mayer verfaßte Band 57 der Lecture Notes in Mathematics » $O(n)$ -Mannigfaltigkeiten, exotische Sphären und Singularitäten« (1968). Hirzebruchs Resultat über Hilbertsche Modulflächen spielen eine große Rolle in der Zahlentheorie.

Die von Hirzebruch gerade auch in jüngster Zeit erzielten Resultate

lassen nicht nur weitere fundamentale Anwendungen in der Mathematik, sondern auch in der theoretischen Physik erwarten, wo seit Einstein die Geometrisierung der Naturgesetze immer wieder eine richtungsweisende Problematik war.

Friedrich Hirzebruch zählt zweifellos international zu den führenden Mathematikern nicht nur unseres Jahrhunderts. So verwundert es nicht, daß er zahlreiche hohe deutsche und ausländische Auszeichnungen erhielt.

Herr HIRZEBRUCH dankte mit folgenden Worten:

Herr Bundespräsident,  
Herr Ordenskanzler,  
meine Damen und Herren!

Ich bin glücklich, dem Orden anzugehören. Die Anerkennung meiner Arbeit durch die Ordensmitglieder ist für mich eine große Ehre. Herr Haken hat in seiner Laudatio, für die ich herzlich danke, auf Ergebnisse meiner Zeit am Institute of Advanced Study in Princeton verwiesen, die genau vor 40 Jahren begann. In Princeton lernte ich ein Gastforscherinstitut kennen, das jungen Mathematikern offenstand. Seitdem war es mein Bestreben, mich für ein ähnliches Institut in Deutschland einzusetzen. Es gelang, den Sonderforschungsbereich »Theoretische Mathematik« an der Universität Bonn und danach das Max-Planck-Institut für Mathematik ins Leben zu rufen. Die heutige Auszeichnung gilt indirekt den Leistungen junger Mathematiker an diesen Institutionen. Die Reihe der Mathematiker, die Mitglieder des Ordens waren, ist beeindruckend und besteht aus unerreichbaren Vorbildern. Aus Berlin gehörten Jacobi (Gründungsmitglied), Dirichlet und Weierstraß dazu. Sie begründeten das große Ansehen der Berliner Friedrich-Wilhelm-Universität in der Mathematik. Ein angesehenes Institut ganz hier in der Nähe trug bis 1991 den Namen von Weierstraß. Ich hoffe, daß ein neugegründetes mathematisches Institut, auch ganz hier in der Nähe, den Namen von Weierstraß, der auch Rektor der Universität war, weiter ehren wird.

ÜBERGABE VON ORDENSZEICHEN  
AUSSERHALB  
DER ÖFFENTLICHEN SITZUNGEN



Übergabe des Ordenszeichens durch den Ordenskanzler an

CARLOS KLEIBER

am 25. Juli 1992  
im Hause des Ordenskanzlers in München

Der Ordenskanzler Hans Georg Zachau begrüßt Herrn und Frau Kleiber und überreicht nach einer Laudatio des Vizekanzlers für die Künste, Rolf Gutbrod, das große und das kleine Ordenszeichen an Carlos Kleiber. In seiner Laudatio würdigt Rolf Gutbrod den Künstler:

Die Gruppe der Künstler freut sich sehr, daß Sie die Wahl in der Orden Pour le mérite angenommen haben. Die Zuwahlen bei den Künstlern werden immer sehr lebhaft diskutiert. Vielleicht lebhaft, weil künstlerisches Schaffen uns menschlich nahe kommt und auch andere Bereiche des Inneren bewegt? Das gilt in ganz besonderem Maße auch für Sie, der Sie uns die Großen der Musik immer wieder neu und ganz unmittelbar erleben lassen. Das große Ordenszeichen, das Ihnen heute überreicht wird, hat eingeprägt den Namen derer, die es trugen: Wilhelm Furtwängler, Thomas Mann, Carl Orff, Carl Dahlhaus und – Carlos Kleiber, der es fortan tragen soll.

Lieber Carlos Kleiber, wir hoffen, daß wir Ihnen und Ihrer Gattin oft bei unseren Tagungen begegnen werden und daß Sie sich bei uns wohl fühlen.

Ich heiße Sie herzlich willkommen!



Übergabe des Ordenszeichens durch den Ordenskanzler an

ALFRED BRENDEL

am 4. Dezember 1992

in der Residenz des Botschafters der Bundesrepublik Deutschland in

London,

Dr. Hermann Frhr. von Richthofen

Nach der Begrüßung durch den Hausherrn richtete der Ordenskanzler, Hans Georg Zachau, das Wort an die Anwesenden:

Ich danke Ihnen, Herr Botschafter, daß Sie dem Orden *Pour le mérite* den angemessenen Rahmen für die Verleihung des Ordenszeichens an Herrn Brendel ermöglichen. Wie ich Ihnen schrieb, findet die Übergabe der Ordenszeichen normalerweise in einer Festveranstaltung in Anwesenheit des Bundespräsidenten statt, meist in Bonn oder, wie in diesem Jahr, in Berlin. Da Herr Brendel zum Zeitpunkt der Berliner Tagung verhindert war, überreichen wir ihm den Orden jetzt.

Es ist wohl angebracht, einige Worte über den Orden *Pour le mérite* zu sagen. Er wurde 1842, also vor 150 Jahren, gegründet. Von Anfang an haben ihm Geisteswissenschaftler, Naturwissenschaftler und Künstler angehört. Bereits unter der kleinen Zahl der im Gründungsjahr gewählten Mitglieder waren fünf Musiker, nämlich Liszt, Mendelssohn-Bartholdy, Meyerbeer, Rossini und Spontini. Einige Künstler haben am Leben des Ordens wesentlichen Anteil genom-

men, so war der Maler Adolph von Menzel 19 Jahre lang Kanzler des Ordens. Da in der Zeit des Nationalsozialismus keine Wahlen stattfinden durften, war der Orden nahezu ausgestorben. Nach dem Krieg wurde er von Theodor Heuss wieder begründet. Zur Zeit gehören ihm je etwa 10 deutsche Geisteswissenschaftler, Naturwissenschaftler und Künstler an und eine gleich große Zahl ausländischer Mitglieder.

Statt auf die Geschichte des Ordens näher einzugehen, möchte ich Ihnen, Herr Botschafter, unsere Festschrift, die anlässlich der Berliner Tagung erschienen ist, überreichen. Sie enthält historische Aufsätze, eine Liste aller bisherigen und kurze Charakterisierungen der derzeitigen Ordensmitglieder.

Der Orden *Pour le mérite* unterscheidet sich von anderen Orden dadurch, daß er nicht nur ein Orden zum Umhängen ist – das tut man äußerst selten –, sondern dadurch, daß die Mitglieder sich treffen. Das geschieht nicht nur zu den mehr formalen Jahrestagungen im Frühjahr, sondern im Herbst zu internen Tagungen mit Vorträgen der Mitglieder und Diskussionen. Wir empfinden den Gedankenaustausch, vor allem auch mit den Mitgliedern, die aus anderen Bereichen stammen, als eine wichtige Bereicherung unserer geistigen Existenz.

In diesem Kreis Sie, sehr verehrter Herr Brendel, zu begrüßen, ist mir eine besondere Freude. Wie bei den Ordensverleihungen anlässlich unserer Festsitzung wird ein Ordensmitglied, bei der heutigen Veranstaltung Herr Gutbrod, eine kurze *Laudatio* halten, und anschließend werde ich Ihnen den Orden überreichen.

In seiner *Laudatio* würdigte der Vizekanzler für die Künste, Rolf Gutbrod, das neue Mitglied des Ordens:

Die Gruppe der Künstler im Orden *Pour le mérite* für Wissenschaften und Künste freut sich und dankt Ihnen, daß Sie die Wahl in den Orden angenommen haben. Ich überbringe Grüße der Musiker, Frau Legge-Schwarzkopf und der Herren Fischer-Dieskau, Kleiber und Ligeti. Aber nicht nur für die fachlich Nahestehenden, sondern auch für die erstaunlich große Zahl von Musikliebenden im Orden werden Sie ein gesuchter Gesprächspartner sein. Sie sind Pianist

und Musikschriftsteller, sprechen die Sprache der Künstler und die der Wissenschaftler und werden so die Brücke zwischen den Wissenschaften und den Künsten weiter ausbauen, die den Gründern der Friedensklasse des Ordens, König Wilhelm IV. und Humboldt, so wichtig war. Die Künste – vor allem die Musik – erreicht ja häufig ganz direkt die Herzen und versöhnen die Menschen untereinander, was heute so bitter nötig ist.

Hier in diesem Kreis ist Ihr Schaffen weitgehend bekannt. Ich beschränke mich deshalb darauf, einiges in Erinnerung zu rufen. Sie wurden am 5. Januar 1931 in Wiesenberg/Mähren geboren, erhielten schon als Sechsjähriger in Zagreb Klavierunterricht, studierten Klavier und Komposition in Graz und legten 1947 an der Wiener Musikakademie die Staatsprüfung ab. Gleichzeitig stellten Sie Aquarelle aus. Sie besuchten die Meisterklasse von Edwin Fischer in Luzern und erhielten schon mit 18 Jahren den Busoni-Preis der Stadt Bozen.

Ligeti charakterisiert Ihre Bedeutung so: »Vor allem seine Interpretationen von Beethoven, Schubert und Liszt haben eine neue Dimension eröffnet über die Art und Weise, wie diese Musik aufzufassen ist. Seine berühmte Platteneinspielung der Diabelli-Variationen (Beethoven) hat Epoche gemacht. Brendel ist auch als Musikschriftsteller, als Deuter von Schubert bahnbrechend. Seine Aufsätze und Bücher zählen zu den wesentlichen Beiträgen zum späten Klavierwerk von Liszt.« Sie selbst sagten einmal: »Die Stücke, die ich spiele, versuche ich immer vom Standpunkt eines Komponisten zu betrachten ... Charakterspieler zu sein, nicht Vereinfacher und Nivellierer, der Rezepte anwendet.« Das gibt Ihnen das Kreative, das unmittelbaren Zugang zu den Herzen Ihrer Zuhörer findet. Weltweite Tourneen, Ihre Mitwirkung bei bedeutenden Festspielen, die Leitung von Meisterklassen, Ihre Schubert-Zyklen sowie die Einspielung sämtlicher Beethoven-Klaviersonaten begründen Ihre herausragende Stellung, die zu zahlreichen Auszeichnungen und Ehrendoktorwürden führten. Sie sind Mitglied der Royal Academy of Music London. Sie leben in London und sind österreichischer Staatsbürger.

Das Ordenszeichen, das Sie übernehmen, trugen vor Ihnen Oskar Kokoschka (seit 1955) und Rudolf Serkin (seit 1983). Ein echtes Künstlerzeichen also, mit einem Hauch von Österreich.

Wir hoffen, daß wir Ihnen und Ihrer Gattin bald bei unseren Tagungen begegnen können. Sie sind uns herzlich willkommen.

# ANHANG



Aus der Chronik des Ordens  
1990 – 1992

1. Zuwahlen 1990–1992

2. Berichte über die

Ordenstagung in Bonn 1990

Interne Tagung in Würzburg 1990

Ordenstagung in Bonn 1991

Interne Tagung in Bad Sassendorf 1991

Ordenstagung (150jähriges Jubiläum) in Berlin 1992

Interne Tagung in Dresden 1992

3. Bildteil

## ZUWAHLEN

Am 29. Mai 1990 in Bonn:

### Ausländische Mitglieder

Prof. Dr. GORDON A. CRAIG (Historiker)

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. JEAN-MARIE LEHN (Chemiker)

Am 30. September 1990 in Würzburg:

### Inländische Mitglieder

CARLOS KLEIBER (Dirigent)

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. ALBRECHT SCHÖNE (Philologe/Germanist)

Am 27. Mai 1991 in Bonn:

### Inländische Mitglieder

Prof. Dr. BERNARD ANDREAE (Archäologe)

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. HERBERT GIERSCH (Nationalökonom)

Prof. Dr. FRIEDRICH HIRZEBRUCH (Mathematiker)

### Ausländisches Mitglied

ALFRED BRENDEL (Pianist und Musikschriftsteller)

Am 2. Juni 1992 in Berlin:

Inländische Mitglieder

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. KARL DIETRICH BRACHER (Historiker und Politikwissenschaftler)

Prof. Dr. med. WOLFGANG GEROK (Mediziner)

Prof. Dr. EBERHARD JÜNGEL, D. D. (Theologe)

Dr. MARTIN WALSER (Schriftsteller)

Ausländische Mitglieder

Prof. Dr. Dr. h. c. ALBERT ESCHENMOSE (Chemiker)

GIORGIO STREHLER (Regisseur und Theaterdirektor)

## TAGUNGSBERICHTE

### *Die offizielle Ordenstagung in Bonn 1990*

Unter dem Vorsitz des Ordenskanzlers Helmut Coing kamen die in- und ausländischen Ordensmitglieder zu einer Vorbesprechung der Kapitelsitzung am Vormittag des 28. Mai im Kabinettsaal des Palais Schaumburg zusammen. An der Kapitelsitzung am 29. Mai nahmen nur die deutschen Mitglieder teil.

An den Sitzungen nahmen teil:

Bernhard BISCHOFF  
Hendrik B. G. CASIMIR  
Manfred EIGEN  
Horst FUHRMANN  
Hans-Georg GADAMER  
Rolf GUTBROD  
Rudolf HILLEBRECHT  
Sir Bernard KATZ  
Stephan KUTTNER  
György LIGETI  
Heinz MAIER-LEIBNITZ  
Wolfgang PAUL  
Walter ROSSOW  
Emil SCHUMACHER  
Stig STRÖMHOLM  
Alexander Lord TODD  
Victor Fr. WEISSKOPF  
Carl Friedrich VON WEIZSÄCKER  
Franz WIEACKER  
Maria WIMMER  
Hans Georg ZACHAU

Werner BROCHAT vom Bundesministerium des Innern  
als Protokollführer.

Nach der Begrüßung der Teilnehmer durch den Ordenskanzler wurden die anstehenden Neuwahlen und andere Ordensangelegenheiten besprochen.

Anschließend folgten die Ordensmitglieder und ihre Damen einer Einladung des Bundesministers des Innern, Dr. Wolfgang Schäuble, zu einem Empfang und Mittagessen im Hotel Königshof. Bundesminister Dr. SCHÄUBLE hielt dabei folgende Ansprache:

Herr Ordenskanzler,  
meine sehr verehrten Damen und Herren!

Als ich Sie vor einem Jahr hier in Bonn begrüßen durfte, feierte die Bundesrepublik Deutschland ihr 40jähriges Jubiläum.

Seitdem haben sich in Europa und in Deutschland Entwicklungen ergeben, die uns immer noch in Atem halten und letztlich unfaßbar sind. Und wer sie vor einem Jahr voraussagen gewagt hätte, wäre im günstigsten Falle ob seiner Weltfremdheit milde belächelt worden.

Daß heute die immer erhoffte, aber so bald noch nicht erwartete Wiedervereinigung in greifbare Nähe gerückt ist, verdanken wir in erster Linie dem Mut, der Beharrlichkeit und der Besonnenheit der Menschen in der DDR, die mit friedlichen Mitteln in wenigen Wochen das marode sozialistische System zum Einsturz brachten.

Ein Vorgang, für den es in der deutschen Geschichte keine Parallele gibt. Weit verbreitete Ansicht war vielmehr über Jahrhunderte, daß die Deutschen zu brav und obrigkeitstgläubig seien, um eine Revolution erfolgreich abschließen zu können.

Hilfe und Orientierung für das Freiheitsstreben der Deutschen in der DDR war die Bundesrepublik Deutschland. Sie hat in den 40

Jahren ihres Bestehens deutlich gemacht, was ein freiheitlicher Rechtsstaat, eine parlamentarische Demokratie, eine pluralistische Gesellschaft und die soziale Marktwirtschaft zu leisten im Stande sind: den Menschen Frieden, Freiheit und auch Wohlstand zu garantieren.

Als bedeutsam und richtig hat sich erwiesen, daß sich die Bundesrepublik Deutschland stets nur als ein Teil der Nation verstanden hat. Und daß sie den Auftrag des Grundgesetzes zur Vollendung der Einheit und Freiheit Deutschlands, die durch die Realitäten über lange Zeit hinweg in dunstige Fernen gerückt schien, nie aus dem Auge verloren hat.

Früchte getragen hat auch, daß unser Staat bei aller Vorläufigkeit in seinem Selbstverständnis sich uneingeschränkt und ohne Vorbehalte zu seiner Vorgeschichte bekannt hat. Ohne Zögern hat er sich den dunklen Seiten unserer Vergangenheit gestellt und ihre Last getragen.

Ohne Zögern hat er sich unserer Geschichte aber auch dort angenommen, wo wir auf sie stolz sein können, auch wenn der Zeitgeist bisweilen alles und jedes aus unserer Vergangenheit in Frage stellte. Ich denke hier etwa an die Stiftung Preußischer Kulturbesitz, die alleine wegen des Begriffs »preußisch« lange Zeit mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Und doch gehörte gerade der Ausbau der königlichen Sammlungen und der anderen kulturellen Einrichtungen in Berlin zu den unbestrittenen Glanzleistungen der preußischen Fürsten und Könige.

Zum Besten der deutschen Geschichte gehörte und gehört der Orden *Pour le mérite* für Wissenschaft und Künste. Der wissenschaftliche und künstlerische Rang seiner Mitglieder und die spontane Zustimmung zur Weiterführung des Ordens durch seinen ersten Protektor Theodor Heuss haben die problemlose Wiederbelebung im Jahre 1952 bewirkt. Besser, als Theodor Heuss es sagte, läßt sich gar nicht ausdrücken, worauf die besondere Bedeutung des Ordens beruht, die ihn allen Wechselfällen der deutschen Geschichte zum Trotz bis heute lebendig gehalten hat. Ich darf aus dem Brief von Theodor Heuss an den Orientalisten Enno Littmann zitieren, der als

eines der wenigen 1951 noch lebenden Mitglieder des Ordens die Erneuerung angeregt hatte:

»... die Friedensklasse des Pour le mérite war ein preußischer Orden, der preußische Staat aber besteht nicht mehr. Diese Feststellung kann aber nicht mehr sein als eine äußerliche Notiz, denn der Sinn des Ordens hat von Anbeginn einen umfassenden Charakter besessen. Und indem wir auf diesen blicken, haben wir weder Hemmung noch Bedenken, den Vorschlag, den Sie, Herr Professor Littmann, an mich richteten, in dem Gefühl der sachlichen und moralischen Berechtigung aufzunehmen und zu beantworten: Die Bundesrepublik Deutschland darf sich als die Bewahrerin und, wo es nottut, als die Erneuerin von solchen Institutionen betrachten, die einen gesamtdeutschen, die einen übernationalen Sinn besaßen und heute heimatlos geworden sind.«

Für unseren jungen Staat, der seine Identität erst noch suchen mußte, war der Orden mit seiner weit über die Grenzen Deutschlands hinausgehenden übernationalen Bedeutung von Anfang an ein Symbol für die besseren Seiten unserer Geschichte. Seine gesamtdeutsche Bedeutung, die Theodor Heuss hervorgehoben hat, trug zugleich die Hoffnung, daß der Orden diese Wirksamkeit einmal wieder uneingeschränkt auch in der Gegenwart erlangen kann. Vor einer solchen Entwicklung stehen wir jetzt.

Prof. Golo Mann hat in seiner »Deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts« auf die miteinander streitenden Tendenzen hingewiesen, das begonnene europäische Werk fortzusetzen oder zurückzukehren zu den alten Tugenden und Lastern des Nationalstaates.

Als »Freund der Mitte, ein Feind der falschen Extreme und falschen Alternativen«, wie er sich in diesem Zusammenhang bezeichnete, hat er dazu festgestellt, daß »die Fortsetzung des europäischen Werkes ... die Verteidigung besonderer Nationalinteressen« nicht ausschließt.

Dies ist ein Schlüsselsatz. Auch mir scheint fraglich, ob wir für die voraussehbare Zukunft auf den Nationalstaat als Ordnungsfaktor und als Identitätsstifter werden verzichten können. Aber umgekehrt

werden die Nationalstaaten Europas das Werk fortsetzen und vollenden müssen, das sie nach der Katastrophe des 2. Weltkrieges begonnen haben: Ein Europa des Friedens, der Freiheit und der Demokratie zu bauen. Nicht nur zu ihrem eigenen Nutzen, sondern um ihre großen Talente für die *eine* Welt fruchtbar zu machen, die uns anvertraut ist. Wir Deutschen werden fortfahren, unseren Teil dazu zu tun.

Ich wünsche Ihnen einen guten Verlauf Ihrer Jahrestagung und bitte Sie, das Glas zu erheben auf den Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste auf seine glückliche Zukunft und auf das persönliche Wohl aller seiner Mitglieder und Gäste.

Am Nachmittag nahm ein Teil der Ordensmitglieder mit ihren Damen an einer Führung durch einige romanische Kirchen in Köln teil. Eine andere Gruppe besuchte die Ausstellung »Landschaft im Licht« – Impressionistische Malerei in Europa und Nordamerika 1860 bis 1910.

Am Abend fand auf Einladung des Rektors, Prof. Dr. Fleischhauer, in der Universität Bonn ein Empfang statt.

Nach der öffentlichen Sitzung des Ordens am 29. Mai klang die Ortschaften und Künste, auf seine glückliche Zukunft und auf das persönliche Wohl aller seiner Mitglieder und Gäste.

### *Interne Tagung 1990*

Die inoffizielle Tagung der Ordensmitglieder fand vom 29. September bis 2. Oktober 1990 in Würzburg statt.

Es nahmen teil:

Hansjochem AUTRUM  
Bernhard BISCHOFF  
Adolf BUTENANDT  
Hendrik B. G. CASIMIR

Helmut COING  
Gordon A. CRAIG  
Horst FUHRMANN  
Hans-Georg GADAMER  
Sir Ernst GOMBRICH  
Hermann HAKEN  
Charles HUGGINS  
Sir Bernard KATZ  
George F. KENNAN  
Ernst KITZINGER  
Otto KRATKY  
Stephan KUTTNER  
Heinz MEIER-LEIBNITZ  
Gerd MEYER-SCHWICKERATH  
Wolfgang PAUL  
Max PERUTZ  
Werner REICHARDT  
Walter ROSSOW  
Stig STRÖMHOLM  
Franz WIEACKER

Vom Bundesministerium des Innern

Werner BROCHAT  
Brunhilde REHM.

Nach der Begrüßung der Ordensmitglieder im Sitzungssaal des Hotels am Vormittag des 30. September überreichte der Ordenskanzler dem neuen Mitglied Gordon Craig die Urkunde über die Mitgliedschaft im Orden und das kleine Ordenszeichen sowie die Miniatur. Im weiteren Sitzungsverlauf wurde über Nachwahlen und andere Ordensangelegenheiten gesprochen. An der anschließenden Kapitalsitzung nahmen nur die deutschen Mitglieder teil. Am Nachmittag besichtigten die Ordensmitglieder mit den Damen die Stadt Würzburg.

Nach einem gemeinsamen Abendessen im Dorint-Hotel gaben die Herren Perutz und Craig kurze Berichte über ihren persönlichen und beruflichen Werdegang.

Bei der Sitzung am 1. Oktober, an der zahlreiche Damen teilnahmen, wurde nach einem einleitenden Kurzvortrag von Herrn Kitzinger zum Thema »Bedeutung des Generationswechsels in der wissenschaftlichen Entwicklung« dieses Thema lebhaft diskutiert.

Am Nachmittag besichtigten die Ordensmitglieder und ihre Damen das Mainfränkische Museum auf der Festung. Am Abend fand eine Führung durch die Residenz statt. Die Tagung endete mit einem gemeinsamen Abendessen im Fürstensaal der Residenz.

### *Die offizielle Ordenssitzung in Bonn 1991*

Unter dem Vorsitz des Ordenskanzlers Helmut Coing kamen die in- und ausländischen Ordensmitglieder am Vormittag des 27. Mai 1991 im Kabinettsaal des Palais Schaumburg zusammen.

An der Kapitelsitzung am 28. Mai nahmen nur die deutschen Mitglieder teil.

An den Sitzungen nahmen teil:

Hansjochem AUTRUM  
Hendrik B. G. CASIMIR  
Gordon A. CRAIG  
Manfred EIGEN  
Horst FUHRMANN  
Hans-Georg GADAMER  
Sir Ernst GOMBRICH  
Rolf GUTBROD  
Hermann HAKEN  
Rudolf HILLEBRECHT  
Sir Bernard KATZ  
George F. KENNAN

Ernst KITZINGER  
Otto KRATKY  
Stephan KUTTNER  
Elisabeth LEGGE-SCHWARZKOPF  
Jean-Marie LEHN  
Heinz MAIER-LEIBNITZ  
Gerd MEYER-SCHWICKERATH  
Wolfgang PAUL  
Werner REICHARDT  
Walter ROSSOW  
Albrecht SCHÖNE  
Emil SCHUMACHER  
Stig STRÖMHOLM  
Carl Friedrich VON WEIZSÄCKER  
Franz WIEACKER  
Maria WIMMER  
Hans Georg ZACHAU

Werner BROCHAT vom Bundesministerium des Innern  
als Protokollführer.

Nach der Begrüßung der Teilnehmer überreichte der Ordenskanzler den neuen Mitgliedern Jean-Marie Lehn und Albrecht Schöne die Urkunde über die Mitgliedschaft im Orden und das kleine Ordenszeichen. Im weiteren Sitzungsverlauf wurde über Nachwahlen und andere Ordensangelegenheiten gesprochen.

Anschließend folgten die Ordensmitglieder und ihre Damen einer Einladung des Bundesministers des Innern, Dr. Wolfgang Schäuble, zu einem Empfang und Mittagessen im Hotel Königshof.

Am Nachmittag unternahmen die Ordensmitglieder mit ihren Damen einen Schiffsausflug nach Linz, der mit einem Abendessen an Bord während der Rückfahrt seinen Abschluß fand.

Am Vormittag des 28. Mai besichtigten die Ordensmitglieder mit ihren Damen das Gästehaus der Bundesrepublik Deutschland auf dem Petersberg und nahmen dort auch das Mittagessen ein.

Um 11.00 Uhr wurde die Ordenssitzung in einem Sitzungssaal des Hotels Petersberg fortgesetzt. Im Mittelpunkt des Gesprächs stand die Nachwahl von Ordensmitgliedern.

Nach der öffentlichen Sitzung des Ordens am 28. Mai im Studio der Beethovenhalle Bonn klang die Ordenstagung mit einem Abendessen aus, zu dem der Herr Bundespräsident in die Villa Hammer-schmidt eingeladen hatte.

### *Interne Tagung 1991*

Die inoffizielle Tagung der Ordensmitglieder fand vom 28. September bis 1. Oktober 1991 in Bad Sassendorf statt.

Es nahmen teil:

Bernard ANDREAE  
Hendrik B. G. CASIMIR  
Helmut COING  
Gordon A. CRAIG  
Manfred EIGEN  
Horst FUHRMANN  
Hans-Georg GADAMER  
Herbert GIERSCH  
Rolf GUTBROD  
Hermann HAKEN  
Rudold HILLEBRECHT  
Friedrich HIRZEBRUCH  
Sir Bernard KATZ  
Stephan KUTTNER  
Gerd MEYER-SCHWICKERATH  
Walter ROSSOW  
Albrecht SCHÖNE  
Franz WIEACKER  
Maria WIMMER  
Hans Georg ZACHAU

Vom Bundesministerium des Innern

Werner BROCHAT

Brunhilde REHM.

Die Tagung begann mit einem gemeinsamen Abendessen im Hotel MARITIM, in dessen Verlauf Herr Giersch über seinen Werdegang und seine Arbeit berichtete.

Nach der Begrüßung der Ordensmitglieder im Sitzungssaal des Hotels am 29. September überreichte der Ordenskanzler zunächst Bernard Andreae, Herbert Giersch und Friedrich Hirzebruch als neuen Ordensmitgliedern die Urkunde und das kleine Ordenszeichen. Im weiteren Sitzungsverlauf wurde über Nachwahlen und andere Ordensangelegenheiten gesprochen.

An der anschließenden Kapitelsitzung nahmen nur die deutschen Mitglieder teil.

Am Nachmittag besichtigten die Ordensmitglieder mit ihren Damen die Stadt Soest. Nach dem gemeinsamen Abendessen im Hotel berichtete Herr Hirzebruch über seinen persönlichen und beruflichen Werdegang.

Am 30. September fand im Sitzungssaal des Kreishauses in Soest eine weitere Sitzung der Ordensmitglieder unter Teilnahme der Damen statt, an der als Gast Landrätin Sander und Oberkreisdirektor Harling teilnahmen. Frau Wimmer las dabei zum Thema »Unschuld und Erkenntnis« Beiträge zum Theater. Anschließend fand ein Empfang der Vertreter des Landkreises statt.

Nach einem gemeinsamen Mittagessen im historischen Gasthof »Hueck« in Bad Sassendorf fuhren die Ordensmitglieder und ihre Damen durch den Landkreis Soest und am Möhnesee vorbei zur Sperrmauer. Die Tagung endete mit einem gemeinsamen Abendessen im »Haus Delecke« am Möhnesee. Hier gab Herr Andreae einen kurzen Überblick über seinen persönlichen und beruflichen Werdegang.

*Die offizielle Ordenssitzung in Berlin 1992*

Die Tagung begann mit einem gemeinsamen Abendessen im Hotel Seehof, in dessen Verlauf Herr Schöne über seinen persönlichen und beruflichen Werdegang berichtete.

Unter dem Vorsitz des Ordenskanzlers Hans Georg Zachau kamen die in- und ausländischen Ordensmitglieder am Vormittag des 1. Juni zu einer Vorbesprechung der Kapitelsitzung im Sitzungsraum des Hotels Seehof zusammen.

An der Kapitelsitzung am 2. Juni nahmen nur die deutschen Mitglieder teil.

An den Sitzungen nahmen teil:

Bernard ANDREAE  
Hendrik B. G. CASIMIR  
Helmut COING  
Gordon A. CRAIG  
Manfred EIGEN  
Theodor ESCHENBURG  
Horst FUHRMANN  
Jean GAUDEMET  
Herbert GIERSCH  
Rolf GUTBROD  
Hermann HAKEN  
Rudolf HILLEBRECHT  
Friedrich HIRZEBRUCH  
Sir Bernard KATZ  
Ernst KITZINGER  
Otto KRATKY  
Stephan KUTTNER  
Elisabeth LEGGE-SCHWARZKOPF  
Heinz MAIER-LEIBNITZ  
Wolfgang PAUL  
Max PERUTZ

Albrecht SCHÖNE  
Emil SCHUMACHER  
Stig STRÖMHOLM  
Carl Friedrich VON WEIZSÄCKER  
Franz WIEACKER  
Maria WIMMER

Werner BROCHAT vom Bundesministerium des Innern  
als Protokollführer.

Nach der Begrüßung der Teilnehmer sprach der Ordenskanzler Herr Coing, der als langjähriger Ordenskanzler viele wichtige Dinge für den Orden erreicht habe, wie z. B. die Satzungsänderung, seinen besonderen Dank aus. Im weiteren Sitzungsverlauf wurde über Nachwahlen und andere Ordensangelegenheiten gesprochen.

Am Nachmittag fuhren die Ordensmitglieder mit den Damen nach Potsdam. Dort besichtigten sie nach einem Besuch an der Gruft des preußischen Königs Friedrich II. das Schloß Sanssouci, die Friedenskirche und die Grabstätte des Gründers des Ordens, Friedrich Wilhelm IV., den der Ordenskanzler durch eine Kranzniederlegung ehrte.

Am Abend folgten die Ordensmitglieder und ihre Damen einer Einladung des Regierenden Bürgermeisters von Berlin, Diepgen, zu einem Empfang und Abendessen in der Eichengalerie des Schlosses Charlottenburg.

Am 2. Juni fand auf Einladung des Bundespräsidenten Dr. Richard von Weizsäcker im Schloß Bellevue ein Empfang mit anschließendem Mittagessen statt.

Nach der öffentlichen Sitzung des Ordens im Sitzungssaal des Berliner Rathauses klang die Ordenstagung mit einem Abendessen aus, zu dem der Bundesminister des Innern, Rudolf Seiters, in das Opernpalais eingeladen hatte.

Bundesminister SEITERS hielt dabei folgende Ansprache:

Herr Ordenskanzler,  
meine sehr verehrten Damen und Herren!

Es ist mir eine große Ehre und Freude, Sie zum Abschluß Ihrer Jubiläumstagung hier als Gastgeber begrüßen zu dürfen. Die Begegnung mit Ihnen gehört zu den besonders angenehmen Aufgaben, die mir mit meinem neuen Amt als Bundesminister des Innern zugefallen sind, und ich freue mich auf viele anregende Gespräche heute und in der Zukunft.

Mein besonderer Gruß gilt – verbunden mit meinem Glückwunsch – den neuen Mitgliedern des Ordens,

den Herren BERNARD ANDREAE  
HERBERT GIERSCH und  
FRIEDRICH HIRZEBRUCH.

Mein Gruß gilt ferner den ausländischen Mitgliedern, die zum Teil eine sehr weite Reise auf sich genommen haben, um ihrer Verbundenheit mit der Ordensgemeinschaft Ausdruck zu geben.

Besonders herzlich grüße ich die Witwen und Angehörigen der verstorbenen Ordensmitglieder, derer heute nachmittag in der öffentlichen Sitzung ehrend gedacht worden ist.

Die letzten Jahrestagungen des Ordens fanden vor dem Hintergrund einer dramatischen und immer noch beinahe unfaßbaren politischen Entwicklung in Europa und in Deutschland statt. Diese Entwicklung kam gerade rechtzeitig zum 150jährigen Jubiläum des Ordens, ein mehr als glücklicher Umstand und Zufall.

Als Theodor Heuss, der erste Protektor des Ordens, im Jahr 1952 seine spontane Zustimmung zur Weiterführung und Wiederbelebung des Ordens gab, wollte er unserem jungen Staat zu einem Symbol für die besseren Seiten unserer Geschichte verhelfen. In seinem Brief an den Orientalisten Enno Littmann, der als eines der wenigen 1952 noch lebenden Mitglieder des Ordens die Erneuerung angeregt hatte, bezeichnete er den Orden ausdrücklich als eine der Institutionen, »die einen gesamtdeutschen, die einen übernationalen Sinn besaßen«.

Über 4 Jahrzehnte hinweg barg dieser gesamtdeutsche Charakter

des Ordens, den Theodor Heuss hervorgehoben hat, zugleich die Hoffnung, daß der Orden diese Bedeutung wieder einmal uneingeschränkt erlangen könne. Diese Hoffnung hat sich nunmehr erfüllt. Ihr gestriger Ausflug nach Potsdam, Ihre heutige öffentliche Sitzung im Berliner Rathaus, an der ich leider nicht teilnehmen konnte, und nicht zuletzt hier unser gemeinsames Essen im Opernpalais sind äußere Zeichen dafür, daß die Einengungen des Ordens durch die deutsche Teilung beendet sind. Der Orden hat nunmehr die Möglichkeit, seinen nationalen, aber auch seinen internationalen Auftrag ohne Einschränkungen durch die Teilung unseres Landes und die Aufteilung Europas zu erfüllen.

Eine solche glückhafte Aufbruchzeit erfüllt uns mit einem tiefen Gefühl der Dankbarkeit. Es gilt ganz besonders den befreundeten Staaten, ohne deren Hilfe die Wiedervereinigung nicht möglich gewesen wäre. Und ich freue mich ganz besonders, diesen Dank hier vor Repräsentanten und Angehörigen dieser Staaten aussprechen zu können.

Mit dem 150jährigen Bestehen des Ordens *Pour le mérite* feiern wir einen der besten Teile preußischer und deutscher Tradition, der sich bis in die Gegenwart hinein lebendig erhalten hat. Unser junger Staat hat nur wenige solcher Traditionen, die König- und Kaiserreich, Weimarer Republik und nationalsozialistisches Regime überdauert haben und nunmehr in einer freiheitlichen demokratischen Ordnung einen herausragenden, gefestigten Standort einnehmen. Daß den Orden alle Wechselfälle der Geschichte nicht entscheidend treffen konnten, hat verschiedene Gründe:

Zum einen hat sich das Konzept, in gleicher Weise Geisteswissenschaftler, Naturwissenschaftler und Künstler als Ordensmitglieder aufzunehmen, über die Zeiten hinweg bewährt. Zukunftsorientiert war auch die Entscheidung des Gründers, die Plätze des Ordens zur Hälfte mit Ausländern zu besetzen. Diese interdisziplinäre und übernationale Zielsetzung des Ordens, mit dem vor 150 Jahren in weitsichtiger Weise neue Wege besritten wurden, erweist sich auch heute noch als sinnvoll und zeitlos. Den Gründer des Ordens, Friedrich Wilhelm IV., bewegte der Gedanke, der Staat bedürfe zu

seiner Orientierung und gedeihlichen Entwicklung der geistigen Besinnung und der Unterstützung von Wissenschaft und Künsten, und zwar ohne nationale Schranken. Dies ist heute noch so aktuell wie bei der Wiederbelebung des Ordens im Jahre 1952 oder bei der Gründung im Jahre 1842. Die Ordensmitglieder sind dieser Erwartung stets gerecht geworden und haben unserem Land zu allen Zeiten in vielfältiger Weise ihre Unterstützung zuteil werden lassen.

Zum anderen war es für das Ansehen des Ordens gewiß von großer Bedeutung, daß die Zahl der Mitglieder von Anfang an auf einen kleinen Kreis begrenzt war. Dies zwang und zwingt weiterhin zum Anlegen strengster Maßstäbe bei der Aufnahme neuer Mitglieder und sichert der Mitgliedschaft im Orden das hohe Ansehen im In- und Ausland.

Schließlich verdankt der Orden Bestand und Geltung nicht zuletzt auch der Persönlichkeit und dem klugen Wirken der jeweiligen Ordenskanzler.

Schon der erste Ordenskanzler, Alexander von Humboldt, war für den Orden ein Glücksfall. Er setzte von Anfang an Maßstäbe. Sie, sehr verehrter Herr von Weizsäcker, haben in Ihrem brillanten Festvortrag das Bild und die Leistung dieses herausragenden Gelehrten und Menschen, der untrennbar auch mit dem Orden verbunden ist, lebendig werden lassen.

Es wäre sicherlich reizvoll, aus Anlaß des Jubiläums aller weiteren Kanzler im einzelnen zu gedenken. Dies läßt der Rahmen einer Tischrede jedoch nicht zu.

Einen früheren Kanzler möchte ich hier jedoch noch ausdrücklich nennen: Adolf von Harnack. In einer kritischen Phase des Ordens in der Zeit der Weimarer Republik, als die Fortexistenz auf dem Spiel stand, hat er dem Orden eine neue Organisationsform gegeben. In jahrelangen geschickten und beharrlichen Verhandlungen mit der preußischen Staatsregierung hat er erreicht, daß das neue Statut, das den Weiterbestand des Ordens sicherte, genehmigt wurde.

Sie, sehr verehrter Herr Coing, haben dies in dem Jubiläumsband des Ordens eingehend dargestellt. Als Rechtshistoriker, aber auch als früherer Ordenskanzler konnten Sie wie kein anderer die politisch

und rechtlich schwierige Situation, in der sich Adolf von Harnack befand, nachempfinden und nachzeichnen.

Ihre lange Kanzlerzeit von fast 8 Jahren, die in diesem Frühjahr zu Ende ging, war von solchen dramatischen Geschehnissen erfreulicherweise nicht belastet. Die Bürde des Amtes ist auch ohne Bedrohungen von außen sicherlich nicht immer leicht. Als Repräsentant des Ordens in der Öffentlichkeit, aber auch als Mitverantwortlicher für seine innere und personelle Entwicklung haben Sie das Bild des Ordens, so wie er sich heute darstellt, in besonderer Weise mitgeprägt. Das überzeugende Auftreten des Ordens in seinem Jubiläumsjahr ist daher auch Ihr Verdienst. Dafür möchte ich Ihnen danken.

Dem neuen Ordenskanzler, Ihnen, sehr verehrter Herr Zachau, wünsche ich, daß Sie in der guten Tradition der Kanzler den Orden erfolgreich in die neue Welt, die sich aus den Umbrüchen ergeben hat, hineinführen. Dabei können Sie stets auf meine Hilfe rechnen; der Orden wird auch in Zukunft in meinem Haus die Betreuung erfahren, die ihm gebührt.

Ich bitte Sie, das Glas zu erheben auf die Zukunft des Ordens *Pour le mérite* für Wissenschaften und Künste und auf das persönliche Wohl aller seiner Mitglieder und Gäste.

Der Ordenskanzler HANS GEORG ZACHAU antwortete auf die Ansprache mit folgenden Worten:

Sehr verehrter Herr Bundesminister,  
sehr verehrte Damen und Herren!

Ich möchte Ihnen, Herr Minister, im Namen des Ordens *Pour le mérite* für Ihre freundlichen Worte danken. Wir freuen uns, daß Sie trotz Ihrer vielfältigen Verpflichtungen am heutigen Abend extra zu uns nach Berlin gekommen sind. Einen besonderen Dank möchte ich Ihnen für die Einladung zu diesem festlichen Abend sagen.

Es hat mich gefreut, daß Sie speziell die Arbeit meines Vorgängers

im Amt des Ordenskanzlers, Herrn Professor Coing, gewürdigt haben. Herr Coing hat nicht nur den Orden unsichtig geführt. Er hat auch diese Tagung, an deren Ende wir jetzt stehen, noch weitgehend vorbereitet, wofür wir ihm sehr dankbar sind.

In den letzten beiden Tagen ist viel über den Orden und seine Geschichte gesprochen worden. So will ich das jetzt nicht mehr tun. Vielleicht nur eine Bemerkung darüber, was der Orden nicht ist. Das ist in dieser Form nämlich bisher nicht gesagt worden. Der Orden ist keine Organisation, die zum Tagesgeschehen oder zu Zeitfragen Stellung nimmt, etwa durch das Verfassen von Aufrufen oder ähnlichem. Jedes Ordensmitglied tut sehr viel in seinem eigenen Bereich und zum Teil auch weit darüber hinaus. Man nimmt für sich auch durchaus Stellung zu aktuellen Problemen, aber nicht im Namen des Ordens *Pour le mérite*. Es gehört zu unseren ungeschriebenen Regeln, daß der Orden als Ganzes keine Stellungnahmen abgibt. Daher mögen Sie bitte das, was ich jetzt sage, als meine persönliche Meinung verstehen.

Als ein Beispiel für Probleme, mit denen wir uns herumschlagen, möchte ich eines aus meinem eigenen Umfeld darstellen. Ich bin Naturwissenschaftler, Biochemiker, Molekularbiologe. Ich kloniere Gene, auch menschliche Gene, Gene des Immunsystems, Gene für Antikörper. Wir wollen herausbekommen, wie das Immunsystem des Menschen funktioniert. Als Professor bilde ich Studenten aus, im Grundunterricht viele hundert Medizinstudenten im Semester, im Fortgeschrittenen-Unterricht Molekularbiologen, Leute, die eben klonieren und ähnliches tun können. Die Sorge, über die ich Ihnen berichten möchte und die ich mit vielen meiner Fachkollegen teile, ist die Tatsache, daß in Deutschland die Gefahr besteht, daß wir uns von der internationalen Entwicklung auf diesem Gebiet abkoppeln. Da ist es der lauttönende und dann über die Verwaltungsgerichte agierende Zeitgeist, der zunächst die einschlägige Industrie ins Ausland vertreibt. Industrie, die therapeutisch (ärztlich) wichtige Produkte wie Insulin und andere Hormone erzeugt, und zwar heutzutage mit gentechnischen Methoden. Auch die zugrundeliegende Forschung und Entwicklung der Industrie wird ins Ausland

verlegt. Unsere fertig ausgebildeten Studenten finden nicht die Berufe, für die sie ausgebildet sind, zumindest nicht in Deutschland. Ich will keine kurzfristigen Schreckensszenarios an die Wand malen. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft unterstützt Grundlagenforschung auf dem Gebiet, das Bundesministerium für Forschung und Technologie soweit wie möglich auch die angewandte Forschung. Das Gengesetz, das wir seit 1990 haben, löst gewisse Probleme für die Industrie, schafft aber viele Probleme für die Forschung. Langfristig stehen wir hier vor einer schwierigen Situation. Nicht so sehr für die deutsche Industrie – die kann heutzutage in andere Länder ausweichen. Auch nicht für die Grundlagenwissenschaft in abstracto – die wird fortschreiten. Die menschlichen Gene werden in weltweiter Zusammenarbeit der Forscher aufgeklärt werden, mit oder ohne deutsche Beteiligung. Die Gefahr, auf die ich hinweisen möchte, besteht für die Forschung auf dem Gebiet der modernen Biologie, der Genbiologie, und zwar speziell in Deutschland. Wenn in einem Land ein wichtiger Zweig der wissenschaftlichen und technischen Entwicklung allmählich seine Basis verliert, dann ist das ein schlechtes Vorzeichen.

Wenn ich für die Gefährdung der Genbiologie den Zeitgeist verantwortlich mache, so ist das natürlich eine sehr pauschale Aussage, die man analysieren und differenzieren könnte. Das will ich hier und jetzt nicht tun. Aber da Politiker ihre Hand am Puls des Zeitgeistes haben, wollte ich die Gelegenheit genutzt und auf die Sorgen aufmerksam gemacht haben. Handelt es sich doch um Entwicklungen, die in ihren langfristigen Auswirkungen uns alle betreffen.

Ich möchte jetzt noch einmal auf den Orden *Pour le mérite* und den heutigen Anlaß zurückkommen. Mit einem speziellen Dank, und zwar an das von Ihnen geleitete Ministerium. Es war eine für uns glückliche Entscheidung in der frühen Zeit der Bundesrepublik, in der Ära Heuss, daß die Zuständigkeit für den Orden beim Bundesministerium des Innern angesiedelt wurde, einem stabilen, zum Kern der Administration gehörenden Ministerium. Das Bundesministerium des Innern hat den Orden immer gut betreut, und ich muß ausdrücklich sagen, daß wir auch in der jetzigen Zeit bei dem

zuständigen Referat Ihres Hauses, bei Herrn MR Broschat und Frau Rehm, sehr gut aufgehoben sind.

Nochmals herzlichen Dank für den schönen Abend und, wie gesagt, für die allzeit gute Betreuung.

### *Interne Tagung 1992*

Die inoffizielle Tagung der Ordensmitglieder fand vom 3. bis 6. Oktober 1992 in Dresden statt.

Es nahmen teil:

Bernard ANDREAE  
Karl Dietrich BRACHER  
Hendrik B. G. CASIMIR  
Helmut COING  
Gordon A. CRAIG  
Albert ESCHENMOSE  
Horst FUHRMANN  
Hans-Georg GADAMER  
Wolfgang GEROK  
Herbert GIERSCH  
Sir Ernst GOMBRICH  
Rolf GUTBROD  
Hermann HAKEN  
Rudolf HILLEBRECHT  
Friedrich HIRZEBRUCH  
Eberhard JÜNGEL  
Sir Bernard KATZ  
Otto KRATKY  
Elisabeth LEGGE-SCHWARZKOPF  
Heinz MAIER-LEIBNITZ  
Wolfgang PAUL  
Albrecht SCHÖNE

Stig STRÖMHOLM  
Martin WALSER  
Victor F. WEISSKOPF  
Carl Friedrich VON WEIZSÄCKER  
Franz WIEACKER  
Maria WIMMER  
Hans Georg ZACHAU

Vom Bundesministerium des Innern  
Werner BRÖSCHAT  
Brunhilde REHM.

Die Tagung begann mit einem gemeinsamen Abendessen im Hotel Bellevue, in dessen Verlauf die Herren Bracher und Gerok über ihren Werdegang und ihre Arbeit berichteten.

Nach der Begrüßung der Ordensmitglieder im Sitzungssaal des Hotels am 4. Oktober überreichte der Ordenskanzler den Herren Bracher, Eschenmoser, Gerok, Jüngel und Walser als neuen Ordensmitgliedern die Urkunde und das kleine Ordenszeichen. Im weiteren Sitzungsverlauf wurde zunächst über Nachwahlen und andere Ordensangelegenheiten gesprochen.

Sodann hielt Herr Giersch ein Referat zu dem Thema »Ein Grundmuster der progressiven Ordnung«, dem sich eine Diskussion anschloß.

Der Nachmittag wurde von den Ordensmitgliedern und ihren Damen zu einer Besichtigung der Kunstsammlungen im Albertinum genutzt. Am Abend nahmen die meisten Ordensmitglieder und ihre Damen an einer Aufführung der Oper »Lohengrin« von Wagner in der Semper-Oper teil.

Der Vormittag des 5. Oktober stand unter Teilnahme der Damen im Zeichen von Diskussionen, die von den Herren Gombrich, Gutbrod und Andreae mit Kurzvorträgen zu verschiedenen Aspekten des Themas »Kitsch« und von den Herren Haken und von Weizsäcker mit Kurzvorträgen unter der Überschrift »Das Elementare und das Komplexe der Physik« eingeleitet wurden.

Am Nachmittag nahmen die Ordensmitglieder und ihre Damen an einer Stadtführung teil.

Am Abend fand auf Einladung des Ministerpräsidenten des Freistaates Sachsen ein Empfang mit Abendessen in Schloß Albrechtsberg statt. In seiner Tischrede gab der Staatsminister für Wissenschaft und Kunst, Prof. Dr. Meyer, der den wegen einer Bundsrats-sitzung verhinderten Ministerpräsidenten vertrat, seiner Freude Ausdruck, daß der Orden in seinem Jubiläumsjahr als Ort für seine interne Tagung Dresden ausgewählt habe.

Am Vormittag des 6. Oktober nahmen einige Ordensmitglieder mit ihren Damen an dem Unterricht von Frau Legge-Schwarzkopf mit ihrer Meisterklasse teil.

## BILDTEIL





Öffentliche Sitzung  
in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn  
am 29. Mai 1990

Einzug der Ordensmitglieder

*Von links:*

Bundesminister Dr. Schäuble, Ordenskanzler Helmut Coing,  
Bundespräsident Dr. Richard von Weizsäcker,  
Prorektor Prof. Henrichsmeyer



Öffentliche Sitzung  
in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn  
am 29. Mai 1990

György Ligeti während seines Vortrags



Öffentliche Sitzung  
im Studio der Beethovenhalle, Bonn  
am 28. Mai 1991

Bundespräsident Dr. Richard von Weizsäcker begrüßt Rudolf Hillebrecht

*Mitte:*  
Heinz Maier-Leibnitz



Öffentliche Sitzung  
im Studio der Beethovenhalle, Bonn  
am 28. Mai 1991

Horst Fuhrmann während seines Vortrags



Öffentliche Sitzung  
im Studio der Beethovenhalle, Bonn  
am 28. Mai 1991

Übergabe des Ordenszeichens an Gordon A. Craig



Öffentliche Sitzung  
im Studio der Beethovenhalle, Bonn  
am 28. Mai 1991

Übergabe des Ordenszeichens an Jean-Marie Lehn



Öffentliche Sitzung  
im Studio der Beethovenhalle, Bonn  
am 28. Mai 1991

Albrecht Schöne (re.) mit seinem Laudator  
Manfred Eigen (li.) nach Überreichung des Ordenszeichens



Neujahrsempfang des Herrn Bundespräsidenten  
am 8. Januar 1992

Bundespräsident Dr. Richard von Weizsäcker begrüßt Ordenskanzler  
Helmut Coing



Jahrestagung 1992

Sitzung der in- und ausländischen Ordensmitglieder  
im Hotel Seehof, Berlin  
am 1. Juni 1992



Kranzniederlegung am Sarkophag  
des Gründers des Ordens, Friedrich Wilhelm IV.,  
in der Friedenskirche, Potsdam  
am 1. Juni 1992



Empfang des Herrn Bundespräsidenten  
im Schloß Bellevue, Berlin  
anlässlich der Ordenstagung am 2. Juni 1992

*Von links:* Ordenskanzler Hans Georg Zachau,  
Bundespräsident Dr. Richard von Weizsäcker, Freifrau von Weizsäcker,  
Rolf Gutbrod, Frau Gutbrod



Öffentliche Sitzung  
im Berliner Rathaus  
am 2. Juni 1992

Begrüßungsansprache des Ordenskanzlers Hans Georg Zachau



Öffentliche Sitzung  
im Berliner Rathaus  
am 2. Juni 1992

*Von links:* Maria Wimmer, Freifrau von Weizsäcker, Bundespräsident  
Dr. Richard von Weizsäcker, Ordenskanzler Hans Georg Zachau



Öffentliche Sitzung  
im Berliner Rathaus  
am 2. Juni 1992

Carl Friedrich v. Weizsäcker während seines Vortrags



Öffentliche Sitzung  
im Berliner Rathaus  
am 2. Juni 1992

Übergabe des Ordenszeichens an Bernard Andreae

*Von links:*

Franz Wieacker, Ordenskanzler Hans Georg Zachau, Bernard Andreae



Öffentliche Sitzung  
im Berliner Rathaus  
am 2. Juni 1992

Herbert Giersch bei seinen Dankesworten nach der Ordensüberreichung  
durch den Ordenskanzler Hans Georg Zachau



Öffentliche Sitzung  
im Berliner Rathaus  
am 2. Juni 1992

Friedrich Hirzebruch bei seinen Dankesworten nach der Ordensüber-  
reichung durch den Ordenskanzler Hans Georg Zachau



Abendessen auf Einladung des Bundesministers des Innern Rudolf Seiters  
im Prinzessinnensaal des Opernpalais Unter den Linden, Berlin  
anlässlich der Ordenstagung am 2. Juni 1992

*Von links:* Horst Fuhrmann, Max Perutz, Bundesminister Rudolf Seiters



Übergabe des Ordenszeichens an Carlos Kleiber  
durch den Ordenskanzler Hans Georg Zachau  
in dessen Haus in München  
am 25. Juli 1992

*Von links:*  
Hans Georg Zachau, Carlos Kleiber



Übergabe des Ordenszeichens an Alfred Brendel  
durch den Ordenskanzler Hans Georg Zachau  
in der Residenz des Botschafters der Bundesrepublik Deutschland,  
in London, Dr. Hermann Frhr. von Richthofen,  
am 4. Dezember 1992

*Von links:*  
Rolf Gutbrod, Alfred Brendel, Hans Georg Zachau

VERZEICHNIS  
DER DERZEITIGEN  
MITGLIEDER DES ORDENS  
POUR LE MÉRITE  
FÜR WISSENSCHAFTEN  
UND KÜNSTE



## INLÄNDISCHE MITGLIEDER

*In der Reihenfolge ihrer Zuwahl  
Stand: 31. Dezember 1992*

CARL FRIEDRICH FRHR. VON WEIZSÄCKER IN STARNBERG	PHYSIKER UND PHILOSOPH
ADOLF BUTENANDT IN MÜNCHEN	BIOCHEMIKER
RUDOLF HILLEBRECHT IN HANNOVER 1971 – 1985: ERSTER VIZEKANZLER	ARCHITEKT UND STÄDTEPLANER
THEODOR ESCHENBURG IN TÜBINGEN	POLITOLOGE
FRANZ WIEACKER IN GÖTTINGEN	RECHTSHISTORIKER
HANS-GEORG GADAMER IN HEIDELBERG	PHILOSOPH
ROLF GUTBROD IN BERLIN AB 1985: ZWEITER VIZEKANZLER	ARCHITEKT
HELMUT COING IN FRANKFURT 1984 – 1992: KANZLER DES ORDENS	RECHTSGELEHRTER
MANFRED EIGEN IN GÖTTINGEN	CHEMIKER
GOLO MANN IN ZÜRICH, SCHWEIZ	HISTORIKER UND SCHRIFTSTELLER
MARIA WIMMER IN MÜNCHEN	SCHAUSPIELERIN
GYÖRGY LIGETI IN HAMBURG	KOMPONIST
HEINZ MAIER-LEIBNITZ IN MÜNCHEN 1979 – 1984: KANZLER DES ORDENS	PHYSIKER
HANSJOCHEM AUTRUM IN MÜNCHEN	ZOOLOGE
WOLFGANG PAUL IN BONN 1984 – 1985: ZWEITER VIZEKANZLER AB 1985: ERSTER VIZEKANZLER	PHYSIKER
EMIL SCHUMACHER IN HAGEN	MALER
HANS GEORG ZACHAU IN MÜNCHEN AB 1992: KANZLER DES ORDENS	MOLEKULARBIOLOGE

HERMANN HAKEN IN SINDELFINGEN  
DIETRICH FISCHER-DIESKAU IN BERLIN  
HORST FUHRMANN IN STEINEBACH  
AB 1992: DRITTER VIZEKANZLER  
CARLOS KLEIBER IN GRÜNWALD  
ALBRECHT SCHÖNE IN GÖTTINGEN  
BERNARD ANDREAE IN ROM, ITALIEN  
HERBERT GIERSCH IN KIEL  
FRIEDRICH HIRZEBRUCH IN ST. AUGUSTIN  
KARL DIETRICH BRACHER IN BONN

WOLFGANG GEROK IN FREIBURG/BR.  
EBERHARD JÜNGEL IN TÜBINGEN  
MARTIN WALSER IN ÜBERLINGEN

PHYSIKER  
KAMMERSÄNGER  
HISTORIKER  
  
DIRIGENT  
GERMANIST  
ARCHÄOLOGE  
NATIONALÖKONOM  
MATHEMATIKER  
HISTORIKER UND  
POLITIKWISSENSCHAFTLER  
MEDIZINER  
THEOLOGE  
SCHRIFTSTELLER

*Im Jahre 1990 ist gestorben:*

WOLFGANG CLEMEN 16. MÄRZ

*Im Jahre 1991 sind gestorben:*

KURT BITTEL 30. JANUAR  
BERNHARD BISCHOFF 17. SEPTEMBER

*Im Jahre 1992 sind gestorben:*

WALTER ROSSOW 2. JANUAR  
GERD MEYER-SCHWICKERATH 20. JANUAR  
FRIEDRICH AUGUST VON HAYEK 23. MÄRZ  
HANS WIMMER 31. AUGUST  
WERNER REICHARDT 18. SEPTEMBER

## AUSLÄNDISCHE MITGLIEDER

*In der Reihenfolge ihrer Zuwahl  
Stand: 31. Dezember 1992*

CHARLES HUGGINS IN CHICAGO, USA	MEDIZINER
ALEXANDER LORD TODD IN CAMBRIDGE, ENGLAND	CHEMIKER
STEPHAN KUTTNER IN BERKELEY, USA	KANONIST UND RECHTSHISTORIKER
BARTEL LEENDERT VAN DER WAERDEN IN ZÜRICH, SCHWEIZ	MATHEMATIKER
PIERRE BOULEZ IN PARIS, FRANKREICH	KOMPONIST UND DIRIGENT
KENZO TANGE IN TOKIO, JAPAN	ARCHITEKT
GEORGE F. KENNAN IN PRINCETON, USA	HISTORIKER UND DIPLOMAT
SIR ERNST GOMBRICH IN LONDON, ENGLAND	KUNSTHISTORIKER
VICTOR FRIEDRICH WEISSKOPF IN CAMBRIDGE, USA	PHYSIKER
ELIAS CANETTI IN ZÜRICH, SCHWEIZ	SCHRIFTSTELLER
SIR KARL POPPER IN KENLEY, ENGLAND	WISSENSCHAFTS- THEORETIKER
HENDRIK B. G. CASIMIR IN HEEZE, NIEDERLANDE	PHYSIKER
SIR BERNARD KATZ IN LONDON, ENGLAND	PHYSIOLOGE
ERNST KITZINGER IN OXFORD, ENGLAND	KUNSTHISTORIKER
JEAN GAUDEMET IN PARIS, FRANKREICH	RECHTSHISTORIKER
EUGÈNE IONESCO IN PARIS, FRANKREICH	SCHRIFTSTELLER
ELISABETH LEGGE-SCHWARZKOPF IN ZUMIKON, SCHWEIZ	KAMMERSÄNGERIN
HANS BETHE IN ITHACA, USA	PHYSIKER

KAIJ HIGASHIYAMA IN CHIBA-KEN, JAPAN	MALER
OTTO KRATKY IN GRAZ, ÖSTERREICH	CHEMIKER
EDUARDO CHILLIDA JUANTEGUI IN SAN SEBASTIAN, SPANIEN	BILDHAUER
MAX F. PERUTZ IN CAMBRIDGE, ENGLAND	BIOPHYSIKER
STIG FREDERIK STRÖMHOLM IN UPPSALA, SCHWEDEN	RECHTSGELEHRTER
GORDON A. CRAIG IN STANFORD, CAL., USA	HISTORIKER UND SCHRIFTSTELLER
JEAN-MARIE LEHN IN STRASBOURG, FRANKREICH	CHEMIKER
ALFRED BRENDEL IN LONDON, ENGLAND	PIANIST UND MUSIKSCHRIFTSTELLER
ALBERT ESCHENMOSER IN KÜSNACHT, SCHWEIZ	CHEMIKER
GIORGIO STREHLER IN MAILAND, ITALIEN	REGISSEUR

*Im Jahre 1990 sind gestorben:*

ANDRÉ GRABAR	5. OKTOBER
BORIS P. PIOTROWSKI	15. OKTOBER

*Im Jahre 1991 sind gestorben:*

FELIX GILBERT	14. FEBRUAR
RUDOLF SERKIN	8. MAI

## BILDNACHWEIS

Sir Ronald Syme: Bundesbildstelle, Postfach 21 60, 53105 Bonn . . . . .	17
Hans Hartung: Deutsche Presse-Agentur GmbH, Hamburg . . . . .	29
Wolfgang Clemen: Bundesbildstelle, Postfach 21 60, 53105 Bonn . . . . .	39
André Grabar: Photo Ch. Martin, Paris . . . . .	57
Boris B. Piotrowskij: Bundesbildstelle, Postfach 21 60, 53105 Bonn . . . . .	65
Kurt Bittel: Bundesbildstelle, Postfach 21 60, 53105 Bonn . . . . .	71
Felix Gilbert: Bundesbildstelle, Postfach 21 60, 53105 Bonn . . . . .	79
Rudolf Serkin: Unbekannt . . . . .	149
Bernhard Bischoff: Bundesbildstelle, Postfach 21 60, 53105 Bonn . . . . .	157
Walter Rossow: Bundesbildstelle, Postfach 21 60, 53105 Bonn . . . . .	165
Gerd Meyer-Schwickerath: Bundesbildstelle, Postfach 21 60, 53105 Bonn . . . . .	173
Friedrich August von Hayek: Bundesbildstelle, Postfach 21 60, 53105 Bonn . . . . .	181
Einzug der Ordensmitglieder: Bundesbildstelle, Postfach 21 60, 53105 Bonn . . . . .	253
György Ligeti während seines Vortrags: Bundesbildstelle, Postfach 21 60, 53105 Bonn . . . . .	254
Bundespräsident Dr. Richard von Weizsäcker begrüßt Rudolf Hillebrecht: Eduard N. Fiegel, Pappelweg 30, 53757 St. Augustin . . . . .	255
Horst Fuhrmann während seines Vortrags: Eduard N. Fiegel, Pappelweg 30, 53757 St. Augustin . . . . .	256

Übergabe des Ordenszeichens an Gordon A. Craig: Bundesbildstelle, Postfach 21 60, 53105 Bonn . . . . .	257
Übergabe des Ordenszeichens an Jean-Marie Lehn: Bundesbildstelle, Postfach 21 60, 53105 Bonn . . . . .	258
Albrecht Schöne nach Erhalt des Ordenszeichens mit seinem Laudator Manfred Eigen: Bundesbildstelle, Postfach 21 60, 53105 Bonn	259
Neujahrsempfang des Herrn Bundespräsidenten 1992: Presseservice, Bonn . . . . .	260
Ordenstagung in Berlin 1992: Bundesbildstelle, Postfach 21 60, 53105 Bonn	261
Kranzniederlegung am Sarkophag Friedrich Wilhelms IV. in der Friedenskirche, Potsdam: Bundesministerium des Innern, Postfach 17 02 90, 53108 Bonn . . . . .	262
Empfang des Herrn Bundespräsidenten im Schloß Bellevue, Berlin: Bundesbildstelle, Postfach 21 60, 53105 Bonn . . . . .	263
Begrüßungsansprache des Ordenskanzlers Hans Georg Zachau am 2. Juni 1992: Bundesbildstelle, Postfach 21 60, 53105 Bonn . . . . .	264
Öffentliche Sitzung im Berliner Rathaus am 2. Juni 1992: Bundesbildstelle, Postfach 21 60, 53105 Bonn . . . . .	265
Carl Friedrich von Weizsäcker während seines Vortrags: Bundesministerium des Innern, Postfach 17 02 90, 53108 Bonn . . . . .	266
Übergabe des Ordenszeichens an Bernard Andreae: Bundesministerium des Innern, Postfach 17 02 90, 53108 Bonn . . . . .	267
Herbert Giersch bei seinen Dankesworten nach Ordensüberreichung: Bundesministerium des Innern, Postfach 17 02 90, 53108 Bonn . . . . .	268
Friedrich Hirzebruch bei seinen Dankesworten nach Ordensüberreichung: Bundesministerium des Innern, Postfach 17 02 90, 53108 Bonn . . . . .	269
Abendessen auf Einladung des Bundesministers des Innern, Rudolf Seiters, im Prinzessinnensaal des Opernpalais Unter den Linden, Berlin: Privatfoto Prof. Dr. Roswitha Schmid, München . . . . .	270
Übergabe des Ordenszeichens an Carlos Kleiber in München am 25. Juli 1992: Privatfoto Prof. Gutbrod, Berlin . . . . .	271
Übergabe des Ordenszeichens an Alfred Brendel in London am 4. Dezember 1992: Privatfoto Prof. Gutbrod, Berlin . . . . .	272





## INHALT

### *Öffentliche Sitzung der Mitglieder des Ordens 1990:*

Begrüßungsworte des Ordenskanzlers Helmut Coing . . . . .	7
Sir Ronald Syme. Gedenkworte von Golo Mann . . . . .	15
Hans Hartung. Gedenkworte von Rolf Gutbrod . . . . .	27
Wolfgang Clemen. Gedenkworte von Maria Wimmer . . . . .	37
György Ligeti: Vortrag über Aspekte der Rhythmik in seinen Klavieretüden . . . . .	45

### *Öffentliche Sitzung der Mitglieder des Ordens 1991:*

Begrüßungsworte des Ordenskanzlers Helmut Coing . . . . .	49
André Grabar. Gedenkworte von Ernst Kitzinger . . . . .	55
Boris B. Piotrowskij. Gedenkworte von Helmut Coing . . . . .	63
Kurt Bittel. Gedenkworte von Franz Wieacker . . . . .	69
Felix Gilbert. Gedenkworte von Horst Fuhrmann . . . . .	77
Horst Fuhrmann: Pour le mérite: Über die Sichtbarmachung von Verdiensten – Eine historische Besinnung . . . . .	89
Übergabe des Ordenszeichens an Gordon A. Craig – Laudatio von George F. Kennan . . . . .	113
Übergabe des Ordenszeichens an Jean-Marie Lehn – Laudatio von Hans Georg Zachau . . . . .	117

Übergabe des Ordenszeichens an Albrecht Schöne – Laudatio von Manfred Eigen . . . . .	120
--	-----

*Öffentliche Sitzung der Mitglieder des Ordens 1992  
anlässlich des 150. Jahrestages*

Begrüßungsworte des Ordenskanzlers Hans Georg Zachau . . . . .	133
Ansprache des Bundespräsidenten Dr. Richard von Weizsäcker Der Orden Pour le mérite – Zeugnis geistiger Unabhängigkeit . . . . .	139
Rudolf Serkin. Gedenkworte von Manfred Eigen . . . . .	147
Bernhard Bischoff, Gedenkworte von Horst Fuhrmann . . . . .	155
Walter Rossow, Gedenkworte von Rolf Gutbrod . . . . .	163
Gerd Meyer-Schwickerath, Gedenkworte von Hansjochem Autrum . . . . .	171
Friedrich August von Hayek, Gedenkworte von Herbert Giersch . . . . .	179
Carl Friedrich von Weizsäcker: Alexander von Humboldt und die Naturwissenschaft seiner Zeit . . . . .	189
Übergabe des Ordenszeichens an Bernard Andreae – Laudatio von Franz Wieacker . . . . .	205
Übergabe des Ordenszeichens an Herbert Giersch – Laudatio von Theodor Eschenburg . . . . .	209
Übergabe des Ordenszeichens an Friedrich Hirzebruch – Laudatio von Hermann Haken . . . . .	214
Ordensverleihungen außerhalb der öffentlichen Sitzungen:	
Übergabe des Ordenszeichens an Carlos Kleiber am 25. Juli 1992 in München – Laudatio von Rolf Gutbrod . . . . .	219
Übergabe des Ordenszeichens an Alfred Brendel am 4. Dezember 1992 in London – Laudatio von Rolf Gutbrod . . . . .	221

## *Anhang*

Aus der Chronik des Ordens 1990–1992 . . . . .	227
1. Zuwahlen 1990–1992 . . . . .	228
2. Tagungsberichte	
Ordenstagung in Bonn 1990 . . . . .	230
Interne Tagung in Würzburg 1990 . . . . .	234
Ordenstagung in Bonn 1991 . . . . .	236
Interne Tagung in Bad Sassendorf 1991 . . . . .	238
Ordenstagung in Berlin 1992 . . . . .	240
Interne Tagung in Dresden 1992 . . . . .	248
3. Bildteil	
Öffentliche Sitzung 1990 (Einzug in die Aula der Universität) . . . . .	253
György Ligeti während seines Vortrags . . . . .	254
Öffentliche Sitzung 1991 (im Studio der Beethovenhalle, Bonn) . . . . .	255
Horst Fuhrmann während seines Vortrags . . . . .	256
Übergabe des Ordenszeichens an Gordon A. Craig . . . . .	257
Übergabe des Ordenszeichens an Jean-Marie Lehn . . . . .	258
Albrecht Schöne mit seinem Laudator nach Überreichung des Ordenszeichens . . . . .	259
Neujahrsempfang des Herrn Bundespräsidenten 1992 . . . . .	260
Ordenssitzung im Hotel Seehof, Berlin, am 1. Juni 1992 . . . . .	261
Kranzniederlegung am Sarkophag Friedrich Wilhelms IV. . . . .	262
Empfang des Herrn Bundespräsidenten in Schloß Bellevue am 2. Juni 1992 . . . . .	263
Öffentliche Sitzung 1992 (im Berliner Rathaus)	
Begrüßungsansprache des Ordenskanzlers Hans Georg Zachau . . . . .	264
Ordenstagung in Berlin 1992 . . . . .	265

Carl Friedrich v. Weizsäcker während seines Vortrags . . . . .	266
Übergabe des Ordenszeichens an Bernard Andreae . . . . .	267
Herbert Giersch bei seinen Dankesworten nach Überreichung des Ordenszeichens . . . . .	268
Friedrich Hirzebruch bei seinen Dankesworten nach Überreichung des Ordenszeichens . . . . .	269
Empfang des Bundesministers des Innern, Rudolf Seiters, im Opernpalais Unter den Linden, Berlin . . . . .	270
Übergabe des Ordenszeichens an Carlos Kleiber in München . . . . .	271
Übergabe des Ordenszeichens an Alfred Brendel in London . . . . .	272
Mitglieder des Ordens (Stand: 31. Dezember 1992) . . . . .	273
Bildnachweis . . . . .	279

© 1993 · Verlag Lambert Schneider GmbH · Gerlingen  
Alle Rechte vorbehalten. Jegliche Vervielfältigung nur mit ausdrücklicher  
Genehmigung des Verlages. Printed in Germany. Gesamtherstellung:  
Allgäuer Zeitungsverlag, Kempten

ISSN 0473-145 X  
ISBN 3-7953-0371-0

